



Sophie Tieck
Henrik Schrat

Belinde

Märchen

Herausgegeben
von Renate Siebenhaar

Insel Verlag



Insel-Bücherei Nr. 1371

Sophie Tieck
Henrik Schrat
Belinde

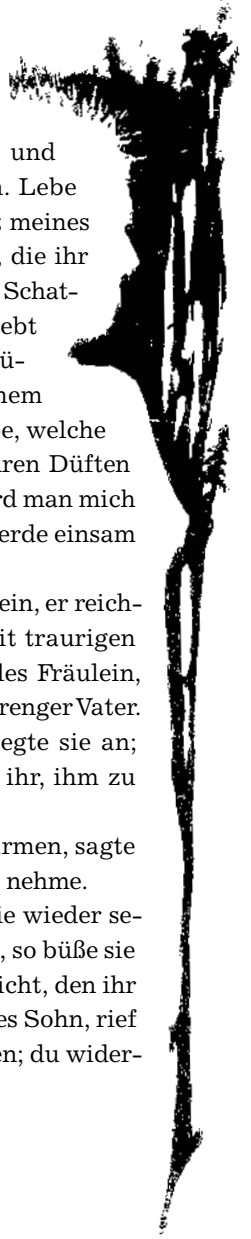
© Insel Verlag Berlin 2012

Belinde

Belinde stand in ihrem einsamen Gemach, und schaute hinunter in den blühenden Garten. Lebe wohl, sagte sie mit Thränen, du Schauplatz meines Glücks, lebt wohl, ihr rauschenden Bäume, die ihr mich und den Geliebten oft in eurem dunkeln Schatten vor den spähenden Augen verbarget! Lebt wohl, ihr süßen Blumen, spendet keine Gerüche mehr, haucht euren balsamischen Athem nicht mehr vergeblich in die Lüfte! Die Liebe, welche verstand, was ihr mit euren Farben, mit euren Düften meintet, sie muß euch verlassen. Hinweg wird man mich reißen von allen meinen Freuden, und ich werde einsam verblühen.

So klagte sie laut, und es trat ein Diener herein, er reichte ihr ein schlechtes Gewand, und sagte mit traurigen Blicken: In diese grobe Tücher sollt ihr, edles Fräulein, eure zarten Glieder hüllen, so will es euer strenger Vater. Lächelnd nahm Belinde die Kleider und legte sie an; bald darauf erschien ihr Vater und befahl ihr, ihm zu folgen.

Laßt mich die Mutter nur noch einmal umarmen, sagte Belinde, daß ich ihren Segen mit mir hinweg nehme. Schweig! rief der Vater, nimmer sollst du sie wieder sehen. Die Thörin! sie begünstigte deine Wahl, so büße sie denn auch mit dir. Ihr kennt den Jüngling nicht, den ihr verwerft, sagte Belinde. Er ist meines Feindes Sohn, rief der Vater, das ist mir genug, ihn zu verwerfen; du wider-



setzest dich, dem Manne die Hand zu reichen, den ich für dich erwählt habe, das genügt mir, dich zu bestrafen; du sollst deinen Ungehorsam, von meinem Angesicht verbannt, mit tausend Thränen büßen. Belinde mußte ihrem Vater folgen, er befahl ihr, ein Roß zu besteigen, und er selbst und einige Diener begleiteten sie. Stillschweigend ritten alle, der Vater war erzürnt, die Diener betrübt, daß sie ihr Fräulein so verstoßen sahen. Sie war ihnen so oft tröstend erschienen, wenn der strenge Herr zu harte Befehle gab, sie hatte jede Strafe gemildert, jede Belohnung erhöht, denn sie war bis jetzt des Vaters Liebling gewesen, und hatte ihn oft versöhnt, wenn er im Zorn entbrannte, diesen Zorn hatte sie nun gegen sich selbst gereizt, und so mußte sie ihn in seiner ganzen Schrecklichkeit empfinden.

Belinde hielt ihre Thränen nicht zurück, als sie das Schloß ihres Vaters aus den Augen verlor. Fernando, du Geliebter! sprach sie leise, ach auf ewig bist du meinen Blicken entzogen, vergebens werde ich meine Arme nach dir ausstrecken, vergebens wird der Strom der Liebe durch mein Herz fließen, meine heißen Thränen, sie werden dich nicht zu mir herziehen. Ach du weißt nicht einmal, wo deine unglückliche Belinde einsam trauert! O ihr mitleidigen Winde, bringt ihm Kunde von mir! ihr Bäume verrathet ihm mit eurem Rauschen den Weg, den wir gezogen sind, ihr Vögel zieht vor ihm her, und leitet seine Schritte mir nach. Ach nur einmal noch, gütiges Schicksal, laß ihn mich an mein Herz drücken, nur Abschied laß mich von ihm nehmen,



nur ihm sagen: vergiß mich nicht! damit er wisse, daß mein Leben mit seiner Liebe enden muß.



Den ganzen Tag waren sie ohne zu rasten fortgezogen; Belinde war ermattet, und ihr Vater mußte erlauben, daß man bei einer nahen Quelle still hielt. Belinde näherte sich der Quelle, um mit einigen Tropfen Wassers sich zu erquicken. Wie sie sich über die Quelle bog, um das Wasser mit der Hand zu schöpfen, sahe sie das Gesicht eines schönen Mädchens im Wasser, das ihr freundlich zuwinkte, und leise zu ihr sagte: Sey nur getrost, ich stehe dir bei. Belinde erschreck nicht über den Anblick, und die Worte, die sie vernahm, trösteten sie. Sie



bestieg muthig ihr Pferd, ihr Auge war heiter geworden, und sie zogen weiter. Man erreichte einen Wald, hinter dessen Bäumen die Zinnen einer Burg sichtbar wurden, die auf einem Berge lag. Laßt uns hier noch einen Augenblick rasten, sagte der Graf, wir sind bald am Ziel unserer Reise. Die Diener konnten ihren Thränen nicht Einhalt thun, daß sie sich nun so bald von ihrem Fräulein trennen sollten, auch Belindens Herz bangte. Sie setzte sich in einiger Entfernung von ihrem Vater, und lehnte sich an eine Grotte, die mit wilden Blumen ganz umwachsen war. Wenn du dich jetzt noch mir zu gehorchen entschließt, redete der Graf seine Tochter an, so will ich meine Liebe den Zorn über deinen Ungehorsam besiegen lassen, und dir deine Thorheit verzeihen. Gelobe dem Ritter deine Hand zu reichen, und du kehrest mit mir in mein Schloß zurück. Die Diener knieten zu Belindens Füßen nieder und flehten sie an, ihres Vaters Wünschen zu gehorchen. Da hörte sie hinter sich eine Stimme: Sey getrost, ich stehe dir bei. Sie blickte nach der Grotte, und sahe einen Mann, der mit Fellen bekleidet war, und ihr freundlich zuwinkte. Sein Anblick gab ihr Muth. Verzeiht, mein Vater! sagte sie: mein Herz hat gewählt, und kann nun seine Wahl nicht wieder verläugnen, geschehe mir auch, was

da wolle, ja wenn ich mich selber dem Tode bieten müßte, so würde ich es freudig thun, und der Gedanke an ihn würde machen, daß ich mein Schicksal muthig ertrüge.

Der Graf gerieth über die Rede seiner Tochter von neuem in Wuth. Nein, nicht sterben, rief er, sollst du! viel härtere Plagen giebt

es, als den Tod. Du in Freude und Ueberfluß erzogen, deren Befehlen sich viele Diener neigten, du sollst nun die ganze Schmach der Dienstbarkeit erfahren. Fort und bindet sie! rief er den Dienern zu, wie eine Verbrecherin will ich sie überliefern! Die Diener zögerten, diesen grausamen Befehl zu vollziehen, da riß der Graf sein breites Schwerdt von der Seite, und drohte den, welcher sich widersetzen würde, nieder zu hauen. Zitternd näherten sich die Diener Belinden, welche die zarten Hände lächelnd hinreichte, und sie fesseln ließ. Der Graf befahl, sie wieder auf ihr Pferd zu heben, und den Zug fortzusetzen. Weinend und lächelnd saß Belinde und betrachtete ihre gefesselten Hände. Von Zorn glühend ritt der Graf neben ihr, und von Kummer ganz gebeugt folgten die Diener. Sie hatten schon beinahe das Ende des Waldes erreicht, als ihnen eine Alte entgegen kam, die mit Mühe an einem Stabe ging, sie trug einen großen schwarzen Schleier, den sie vom Gesicht zurückgeworfen hatte, so daß er ihr nachschleppte; in ihren Armen hatte sie ein Bündel von Kräutern und Blumen. Sie drohte dem Grafen mit ihrem Stabe und näherte sich Belinden, der sie eine Blume reichte. Sie winkte ihr, sich zu ihr niederzubücken, und steckte sie Belinden selbst an die Brust. Der Graf war bestürzt und wagte es nicht, sich dem Thun der Alten zu widersetzen, die sich sogleich wieder in den Wald begab. Unaufgehalten zogen nun die Reisenden wei-



ter, und kamen bald an die Burg. Ein alter Ritter kam ihnen entgegen. Hier bringe ich euch eine Dienerin, sagte der Graf, übergebt sie eurer Hausfrau, und ich will, daß sie sie mit aller Strenge behandle. Der Ritter sahe Belinden mitleidig an, und hieß ihr ihm zu folgen; schweigend gehorchte sie, und stieg die hohen Stufen hinauf zu einem finstern Gemach, der Ritter öffnete die Thür, und Belinde entsetzte sich vor dem Anblick einer Alten, die mit funkelnden Augen und grauen Haaren an einem goldnen Rocken saß und spann. Hier bringe ich dir eine Dienerin, sagte der Ritter; die Alte näherte sich, nahm eine große Brille, setzte sie auf die Nase und betrachtete Belinden. Es ist mir lieb, sagte sie, ich habe Hülfe recht nöthig. Sie befahl dem Fräulein die Hände zu lösen, und hieß sie dann sich niedersetzen und spinnen. Die Alte gebot nun, was sie jeden Tag arbeiten müsse, und ließ ihr schlechte Speisen zum Abendessen reichen. Belinden vergingen so traurige Tage; wenn sie ihr Tagewerk nicht vollendet hatte, schmähle die Alte, und ließ ihr keine Speise reichen, und gewährte ihr kein Nachtlager, aber der Gedanke an ihren Geliebten tröstete sie, sie war stolz darauf, daß sie alles um ihn erdulde. Einst stand sie an dem kleinen Fenster, das mit engen Gittern verschlossen war, und hörte ferne Vögel singen, sie erblickte die Blume, die ihr die alte Frau gegeben hatte, und wunderte sich, daß sie nach so vielen Tagen noch so frisch blühte, als ob sie erst vom Sten-

gel gebrochen sey. Seltsam dünkte ihr die Gestalt der Blume, die Farben waren hellglänzend, und Belinde gedachte dabei wieder des Mädchens, welches sie an der Quelle gesehen hatte, des Mannes im Walde; sie sagte: Ihr habt mir alle zu helfen versprochen, und keiner nimmt sich meiner an! Plötzlich dehnte sich die Blume aus und wurde grösser, die Blätter erglänzten noch heller, und zeigten sich endlich ganz klar und durchsichtig. Die Blume schien in einen sanften Duft zu zerfließen, und ihre Form nur noch in den schönsten Farben zu brennen. Jetzt schloß sich der Kelch weiter auf, und das Gesicht des Mädchens, welches Belinde in der Quelle gesehen hatte, lächelte ihr aus dem Kelch der Blume entgegen. Fasse Muth, ich stehe dir bei! sagte das Mädchen mit klarer zarter Stimme, über deren Lieblichkeit Belinde erschrack, so daß sie die Blume aus der Hand fallen ließ. Als sie sie wieder aufhob, war das Gesicht des Mädchens verschwunden. Ihre Gebieterin kam und sagte: Lange genug hast du gesponnen, du sollst nun in dem Garten arbeiten, meine Blumen warten und meine Pflanzen begießen. Belinde folgte ihr, sie übernahm mit ihren zarten Händen gern die Pflanzen zu pflegen, und Unkraut aus der Erde zu ziehn, damit sie nur wieder den Himmel sähe, und das Rauschen der Bäume aus dem nahen Walde hörte. Sie mußte nun täglich im Garten arbeiten, und die übrigen Diener verhöhnten sie, daß sie es oft kaum vollbringen





konnte, was ihre strenge Gebieterin ihr auftrug. Diese häufte die Arbeit für ihre Gefangene täglich, so daß es Belinde nicht mehr ertragen konnte. Da weinte sie laut und rief, indem sie die Blume betrachtete: Wenn ihr es vermögt, die ihr mir Hülfe versprochen, so flehe ich euch an, mir beizustehn. Sie erwartete nun, daß eine Stimme ihr antworten würde, aber alles blieb stumm, das Gesicht des Mädchens lächelte ihr nicht aus der Blume entgegen, die Stimme des Mannes hörte sie nirgend, aber ihre Gebieterin sahe sie kommen, die ihre Arbeit betrachtete. Belinde bemerkte, wie ihre Augen vor Wuth anfangen zu glänzen, daß sie heut noch so wenig gethan hatte; sie hörte schon die kreischende Stimme der Alten, und warf sich voll Verzweiflung auf den Boden. Ich will sterben, rief sie, und auf keine Verheißungen bauen, die mich betrügen! Sie wollte die Blume zerreißen, aber kaum hatte sie ein Blatt abgelöst, so hörte sie einen lauten Klang, als ob die Saiten eines Instruments mit Heftigkeit berührt würden, und lange nachzitterten; sie war darüber verwundert, doch plötzlich sahe sie die Alte mit ihrem schwarzen Schleier, die ihr im Walde begegnet war, eilig durch den Garten kommen. Sie bedrohte Belindens Gebieterin, die ihr entgegen ging, mit dem Stabe und eilte auf Belinden zu, die sie bei der Hand faßte, und mit sich fortführen wollte.



Wohin willst du mit meiner Magd? fragte Belindens Hausfrau, und wollte sie bei der Hand fassen, und der Alten entreißen; diese war aber sehr gewandt und schnell, sie schlug mit ihrem Stabe nach der Wüthenden, so daß sie zu Boden sank, dann ging sie mit Belinden fort, die ihr stillschweigend folgte.

Als sie an das Thor des Gartens kamen, schlug die Alte mit ihrem Stabe daran, es öffnete sich von selbst, und sehr bald erreichte Belinde an der Hand ihrer Führerin den Wald.

Sie waren durch einen Theil des Waldes gegangen, und endlich in ein kleines Thal gekommen, das rings von Bergen eingeschlossen war. Ein freundliches Haus, von Bäumen beschattet, stand an einer Quelle; ein Garten mit vielen Obstbäumen und Früchten, von einem zierlichen Gitter umgeben, war dicht am Hause. In diese Wohnung führte die Alte Belinden. Als sie in den Hof traten, kam ihnen eine Heerde entgegen, die Schaafte thaten so bekannt mit Belinden, als ob sie schon immer für sie gesorgt hätte. Das Hausgeräthe war zierlich und hell polirt, und



Belinde betrachtete noch alles in diesem freundlichen Hause, als die Alte schon verschwunden war. Ermüdet von dem Wege, entschlief Belinde bald auf dem reinlichen Lager, und erwachte am Morgen mit neuem Muth. Fernando! rief sie aus, ach könntest du diese glückliche Einsamkeit mit mir theilen! – Sie ging durch das Haus und besorgte alle Geschäfte, dann eilte sie nach der Quelle, um Wasser zu schöpfen. Sie blickte hinein und sagte: Erschiene mir doch wieder das holde Bild, so wollte ich Muth fassen und nach Fernando fragen. Das Gesicht des Mädchens blickte ihr aus dem Wasser freundlich entgegen, und sagte mit lieblicher Stimme: Ich will dir einen Boten senden, dem gieb ein Blatt aus der Blume, er wird damit zu deinem Geliebten fliegen, und an





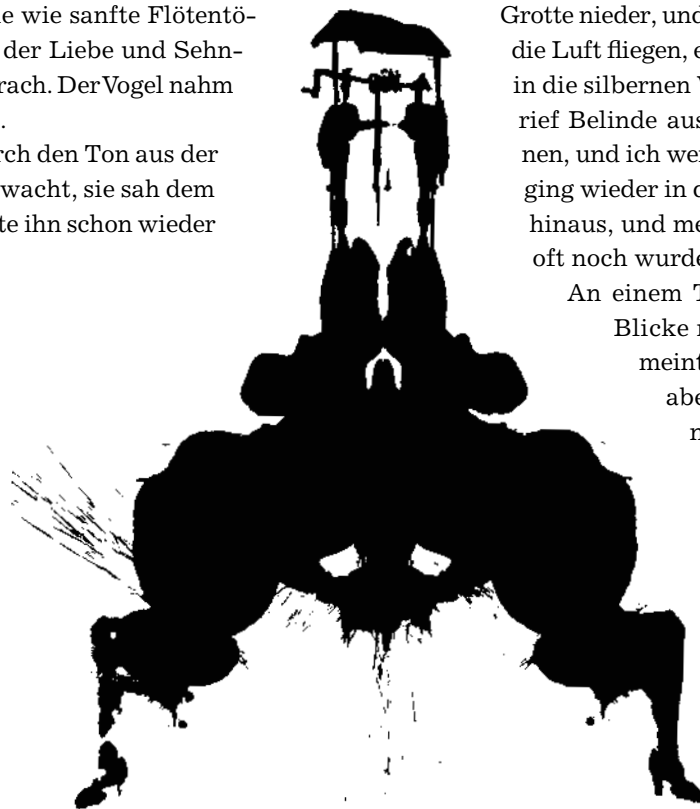
meinem Hochzeitstage wird er bei dir seyn. Mein kleiner Vogel ist oft mein Liebesbote gewesen, als die Mutter meiner Liebe zürnte. Als das Mädchen diese Worte gesagt hatte, tauchte sie in die Wellen und verschwand. Belinde schöpfte Wasser und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Sie war kaum hinein getreten, so hörte sie einen lieblichen Gesang am Fenster, es war ein weißer Vogel, dessen reine Federn in der Sonne glänzten, er sah Belinden mit klugen Augen an. Weißt du meinen Freund zu finden? fragte Belinde, und der Vogel neigte sein Haupt. Belinde zog ein Blatt aus der Blume, die wie sanfte Flötentöne erklang, und das stille Leid der Liebe und Sehnsucht in süßen Melodien aussprach. Der Vogel nahm das Blatt und flog damit davon.

Belindens Sehnsucht war durch den Ton aus der Blume recht von neuem erwacht, sie sah dem Vogel nach und wünschte ihn schon wieder

zurück; sehnsüchtig blickte sie in den blauen Himmel, die Berge umschlossen sie zu eng, sie wünschte sich mit dem Vogel fliegen zu können, um ihren Geliebten früher zu begrüßen. So ging sie sehnsüchtig schmachkend umher, und indem entdeckte sie in einem der Felsen eine Grotte, sie trat hinein und fand den Mann, der sie im Walde getröstet hatte, drinne ruhen. Fürchte dich nicht, schönes Mädchen, redete er sie an, ich habe dir zu helfen versprochen, dein Geliebter ist schon auf der Reise, und wenn ich mit meiner Braut verbunden werde, so wird auch er in deine Arme eilen. Als er diese Worte geredet hatte, sahe ihn Belinde nicht mehr; sie setzte sich in der Grotte nieder, und sahe alsbald den weißen Vogel durch die Luft fliegen, er eilte der Quelle zu, und tauchte sich in die silbernen Wogen. Er hat seine Reise vollbracht, rief Belinde aus, bald wird mein Fernando erscheinen, und ich werde freudig an seine Brust sinken. Sie ging wieder in die Hütte, und schaute oft in das Thal hinaus, und meinte Fernando müsse kommen, aber oft noch wurde ihre Sehnsucht getäuscht.

An einem Tage konnte sie ihre sehnsüchtigen Blicke nicht von dem Berge losmachen, sie meinte, er müsse an diesem Tage kommen; aber es wurde Abend. Heut kömmt er nicht! sagte sie seufzend, wehe mich an, du kühler Abendwind; und mit diesen Worten trat sie vor die Hütte hinaus, und setzte sich unter den Bäumen nieder. Der Mondschein ruhte auf den Bergen, und sandte





seine blassen Strahlen in das Thal, und Belinde sah die Alte, welche ihr die Blume gegeben hatte, festlich geschmückt von dem Berg hernieder steigen, ein langer silberner Schleier hing von ihrem Haupte und schleppte ihr weit nach, ihr Kleid glänzte von reichen Steinen, in der Hand hielt sie einen goldnen Stab, auf welchen gestützt sie eilfertig ging. Kaum hatte sie das Thal erreicht, so zeichnete sie mit dem Stabe einen Kreis im Grase, und bunte Flammen kamen aus dem Boden hervor, und brannten im Kreise. Als die Alte dies Geschäft vollbracht hatte, fing die Quelle zu rauschen an, die Wellen hoben sich hoch empor, und das Mädchen schwamm darauf, dessen Gesicht Belinden oft tröstend entgegen gelächelt hatte, ein grüner Kranz umschloß ihre goldnen Locken, ein weißes Gewand schmiegte sich um die zarten Glieder. Sie entstieg dem Wasser, und nahte sich der Alten, welche sie auf die Stirn küßte. Viele Mädchen waren noch aus dem Wasser gekommen, die Alte ward ehrerbietig von ihnen begrüßt. Nun that sich auch der Berg auf, und man konnte weit hinein sehen, daß er in seiner Tiefe prächtige Gemächer enthielt; der Mann trat heraus, mit vielen Kränzen und kostbaren Fellen geschmückt. Die Alte legte die Hand des Mädchens in die seinige, viele Jünglinge waren ihm gefolgt und ergriffen die Mädchen, mit denen sie lustig zwischen den bunten Flammen tanzten. Belinde betrachtete dies alles mit Verwunderung, und war so in Erstaunen verloren, daß sie nicht bemerkt hatte, wie sich ihr ein Mann näherte; sie erschreck heftig, als sie sich von einer wohlbekannten Stimme so anreden hörte:

Wollt ihr einen müden Wanderer nicht in eurem freundlichen Hause beherbergen? Belinde stand auf, betrachtete ihn und wollte doch ihren Augen nicht trauen. Fernando! rief sie entzückt, bist du es, geliebter Fernando? – Er erkannte ihre Stimme und rief, indem er sie in seine Arme drückte: Meine Belinde! welch ein Gott giebt dich mir zurück? Beide sprachen nichts weiter, sondern schauten sich in die Augen, küßten ihre Lippen und weinten vor Wonne und Schmerz. Habe ich dich so lange entbehren müssen? sagte endlich Fernando. Die finstern Tage liegen hinter mir, wie ein schwerer Traum, ich habe dich nun wieder, und nichts soll uns mehr scheiden. Belinde führte ihn in ihr Haus. Er sah es mit Entzücken. In dieser glücklichen Abgeschiedenheit von der Welt, sagte er, laß uns unserer Liebe genießen, und uns niemals nach jenen thörichten Freuden zurücksehnen.



Jeder fragte nun den Andern, wie er seine Abwesenheit ertragen habe, und wenn einer sprechen wollte, so küßte der andere die Worte von seinen Lippen. Unter solchen süßen Tändeleien war es Nacht geworden, und die Dunkelheit schloß sie inniger und vertraulicher an einander. Als der Morgen herauf dämmerte, erwachte Belinde als Fernando's Weib.

Nun besorgten beide gemeinschaftlich die Geschäfte der kleinen Haushaltung, Fernando vertauschte seinen reichen Mantel und seine prächtige Kleidung mit einer leichten Hirtentracht, Belinde war die Wirthin des Hauses, und

beide verlebten so die seligsten Tage. Oft sahen sie im Mondenscheine ihren Freund mit seiner schönen Freundin sich im Thale ergötzen, die Mädchen und die Jünglinge tanzten umher, und Fernando und Belinde wurden mit diesen Erscheinungen so bekannt, daß ihr Anblick sie nicht mehr in Verwunderung setzte. Glückliche Tage, Wochen und Monden waren ihnen ungezählt verflossen, als Belinde fühlte, daß die Zeit nahe sey, wo noch ein dritter Hausgenosß ihre Freude theilen würde; sie empfand, daß sie Hülfe bedürfe, und zog ein Blatt aus der Blume. Ein lauter Klang zitterte durch die Luft, und die Alte mit ihrem schwarzen Schleier stieg an ihrem Stabe eilig den Berg hernieder. Sie stand der geängsteten Belinde bei, und gab bald der erfreuten Mutter ein schönes Kind in die Arme. Belinde betrachtete den holdseligen Knaben, und



reichte ihn lächelnd Fernando entgegen, der so eben in die Hütte trat.

Ihr Glück war nun noch vermehrt, der Knabe wurde immer schöner und wuchs täglich heran, die Eltern freuten sich über sein Gedeihen. Er lernte bald gehen, und spielte fröhlich mit den Schaafen im Grase vor der Hütte. Fernando und Belinde ließen ihn oft mit diesen frommen Thieren allein, und fanden ihn jedesmal wieder, ohne daß ihm ein Unfall begegnet wäre. Eines Abends kamen sie aus dem Garten zu ihrer Hütte zurück, und fanden den kleinen nicht, sie riefen seinen Namen, doch nur der Wiederhall rief ihn zurück, und ihr Sohn kam nicht. Sie stiegen auf die Berge, aber es wurde dunkel, und sie konnten ihn nirgends erspähen. Trostlos kehrten sie in ihre Hütte zurück, und benetzten ihr Lager mit Thränen, kein wohlthätiger Schlummer schloß ihre Augen. Am Morgen zog Belinde das letzte Blatt aus der Blume, die Alte kam von den Bergen herunter, Belinde fiel vor ihr nieder auf die Knie und rief: Kröne alle deine Wohlthaten durch die höchste, und gieb mir meinen Sohn wieder. Suche ihn jenseits der Berge, sagte die Alte und verschwand. Fernando und Belinde eilten fort, ihren Sohn zu suchen, beide erwählten einen verschiednen Weg, und schieden unter vielen Thränen von einander.

Verschiedne Tage waren sie den Wald durchzogen, nirgend aber fanden sie eine Spur von Menschen. Trostlos jammerten beide, als sie am vierten

Tage die Hütte eines Einsiedlers auf einem Felsen erblickten; sie erstiegen beide den Felsen, um bei dem Einsiedler zu ruhn, und ihm ihr Leiden zu klagen, damit er sie in sein Gebet schließen möchte, sie hatten den Felsen erklimmt, und trafen bei der Thür der Hütte zusammen. Die Thränen entfloßen ihnen, als sie sich erblickten, und jeder seine Hoffnung getäuscht fand, daß der andere vielleicht den lieben Sohn gefunden habe. Sie traten in die Hütte, und erblickten an dem steinernen Tisch einen jungen Mann, in das Gewand eines Eremiten gehüllt, ihm gegenüber saß eine junge Frau, eben so gekleidet, und sahe den Eintretenden mit schalkhaftem Lächeln entgegen. Der feierliche Ernst, womit die Reisenden den Einsiedler begrüßen wollten, mußte sich verlieren, als sie ihn nicht einsam fanden. Seyd mir gegrüßt, redete der junge Mann sie an, wollt ihr unsere Mahlzeit theilen, so seydt uns dazu willkommen, doch ein bequemes Lager zum Ausruhen kann ich euch nicht bieten, denn seht, dies hat schon ein anderer Mann eingenommen. Fernando und Belinde sahen hin und erblickten ein Lager von weichen Fellen, worauf ein Mann lag, der sein Gesicht in einen reichen Mantel gehüllt hatte. Als Belinde die Felle betrachtete, aus denen das Lager bereitet war, erinnerte sie sich plötzlich an das Gesicht des Einsiedlers, sie sahe ihn noch einmal an, und erkannte den Mann, der in der Grot-



te wohnte; die Frau war dasselbe Mädchen, die ihr aus den Quellen entgegen lachte. Belinde näherte sich ihnen und sagte: Ja ihr seyd es, gütige Wesen, die ihr mir helft und mich beschützt. Du hättest uns früher erkennen sollen, sagte der Einsiedler; siehe, wir haben für dein Wohl gesorgt, und dir diesen Mann versöhnt. Er trat zu dem Lager, hob den Mantel von dem Gesichte des Schlafenden, und Belinde erkannte ihren Vater. Er wollte, fuhr der Einsiedler fort, zu der Burg hin und sehen, ob die alte Zauberin, die dort wohnt, dich genugsam quälte; er wurde im Walde von Räubern überfallen, seine Diener flohen,



und er blieb verwundet liegen. Wir nahmen ihn in diese Hütte, und seine harten Wunden und unsere sanften Worte haben sein Gemüth erweicht. Wir haben ihm eure Liebe und eure Verbindung vertraut, und er wünscht euch nur zu finden, um euch zu verzeihen. Belinde kniete neben ihrem Vater nieder und küßte seine Hand. Der Graf erwachte und sah seine weinende Tochter. Weine nicht, mein Kind, rief er aus, komm an meine Brust, von nun an sollt ihr alle glücklich seyn! Ach mein Vater! sagte Belinde, nie wird mir wieder die Freude lächeln, ich habe meinen Sohn verloren. Geht nur auf jener Seite den Berg hinunter, sagte der Einsiedler lächelnd, da werdet ihr ihn in guter Gesellschaft finden. Sie stiegen alle den Berg hinab, auf der Seite, die ihnen der Einsiedler zeigte, und wie erstaunten Fernando und Belinde, als sie sich in dem Thale sahen, in welchem ihre Hütte stand. Auf dem Rasen spielte ihr kleiner Sohn mit einem andern, der den ihrigen noch an Schönheit übertraf, die Alte aus dem Walde gab auf die Kinder Acht.



Belinde drückte ihren Sohn mit Entzücken an ihre Brust, der Graf weinte vor Freuden, daß er in diesem schönen Knaben seinen Enkel sah. Das fremde Kind näherte sich Belindens Sohn und sagte: Meine Eltern lieben die deini- gen, laß uns auch in steter Freundschaft leben, und zum Zeichen meiner Liebe gebe ich dir diese Blume, die mich in aller Noth zu dir ruft. Er reichte dem Kleinen eben solch eine Blume, wie Belinde von der Alten erhalten hatte, und die Alte, der Einsiedler, das Kind und die Mutter

waren verschwunden. Belinde lud ihren Vater für diese Nacht in ihre kleine Hütte, und am Morgen zogen sie alle fröhlich nach des Grafen Schloß, wo die Mutter Belinden und ihren Sohn mit Freudenthränen empfing.



Das Reh

Leopold war auf die Jagd geritten. Munter waren die Jäger hinter dem scheuen Wilde drein, Hörner ertönten, und das Bellen der Hunde schallte lustig in den Wald. Ein schönes Reh lockte den Ritter immer tiefer hinein, so daß er sich am Ende von seinen Dienern verlor, und ihre Hörner nicht mehr hörte. Das zarte Thier floh immer vor ihm her, und so erreichten sie endlich einen Strom, der durch den Wald floß; das Reh stand am Ufer still und sahe sich ängstlich nach Rettung um, Leopold war nahe bei ihm, da sprang es plötzlich in die rauschenden Wellen, die es bald den Augen entzogen. Er betrauerte noch den Verlust, als er plötzlich ein lautes Rufen um Hülfe hörte, er blickte nach der Seite hin, woher die Stimme zu kommen schien, und ein schönes Mädchen kam im schnellsten Lauf aus dem Walde, ihr Gewand wie ihre Haare flatterten im Winde, sie breitete die Arme aus, und ihre Augen suchten ängstlich nach Hülfe umher. Hinter ihr kam eine Alte, welche die dünnen Arme nach dem Mädchen ausstreckte, und sie mit schrecklich funkelnden Augen anstarrte.

Das Mädchen erreichte den Strom,
sie sahe Leopold nicht, die Alte
war hinter ihr, und sie, um der

Schrecklichen zu entinnen, wollte sich in den Strom stürzen. Leopold hielt sie zurück, da wollte die Alte sich auf ihn werfen, und sie ihm entreißen; er zog sein Schwert, und stellte sich als ihr Beschützer der Alten entgegen; sie stieß ihn zurück, um sich des Mädchens zu bemächtigen, und er fühlte eine so gewaltige Kraft in ihren Armen, daß er ihr kaum widerstehen konnte. Darum zückte er sein Schwert, und wollte die Alte, die er für eine Zauberin hielt, damit vertilgen. In demselben Augenblicke sprang diese mit großer Behendigkeit zurück, so daß er sie kaum berührte. Leopold ward betäubt von einem kreischenen Tone, der die Luft durchschnitt; als er sich wieder erhohle, war die Alte verschwunden, und ein rüstiger Jäger mit einem langen Jagdspieß stand vor ihm. Anfänglich glaubte er,



es sey einer von seinen Jägern, er wollte ihn anreden, da erschreckten ihn die funkelnden Augen, womit der Jäger ihn ansah, indem er zugleich seinen Jagdspieß drohend erhob, sich umwendete und dem Walde zueilte.



Leopold sahe sich nun nach dem Mädchen um, die noch zitternd am Ufer stand, und gern zu einem alten Manne, der ihr vom andern Ufer zuwinkte, hinüber wollte. Willst du dich meinem Schutze vertrauen, schönes Mädchen? redete Leopold sie an. Statt ihm zu antworten, streckte das Mädchen die Arme nach dem Alten aus. O hilf mir hinüber zu dir! rief sie ihm zu; da fing das Wasser an zu rauschen, und das Reh, welches Leopold erst verfolgt hatte, schwamm an das Ufer zu dem Mädchen, freudig sprang sie auf seinen Rücken, auf welchem stehend sie durch das Wasser getragen ward. Wie sie so hinüber schwamm, betrachtete Leopold die schöne Gestalt, von der die langen Gewänder in die Wellen hingen, ihre Haare waren aufgelöst, und wallten in reichen Locken bis auf ihre Hüften herab, ein Kranz von Rosen hatte die blonden Locken gefesselt, und sie bei der Flucht vor der Alten freigegeben. Jetzt hielt er sich nur noch oben auf der Scheitel.

Ein leiser Wind erhob sich, spielte mit ihren Haaren, hob den Kranz herunter, und warf ihn in die Wellen, diese führten ihn dem Ritter wieder zu, der ihn aus dem Wasser aufhob. Das Mädchen hatte nun das andere Ufer er-

reicht, der Alte gab ihr die Hand, sie ging mit ihm in den Wald hinein und das Reh tauchte sich wieder in die Wellen. Leopold hielt den Kranz in der Hand, er betrachtete ihn, und eine wunderbare Sehnsucht ergriff sein Herz. Wer bist du, holdseliges Mädchen? fragte er: willst du dich mir nicht wieder zeigen? soll ich dich auf ewig verlohren haben? – Nein! rief er aus, ich muß dich wieder finden, zum Zeichen deiner Huld hat mir das Schicksal diese Blumen gegeben, die ich dir treu bewahren will.

Er wollte den Kranz in seinem Busen verbergen, als er hinter sich ein schallendes Gelächter hörte. Er wandte sich um, und es war die häßliche Alte, welche das Mädchen verfolgt hatte. Mit der größten Schnelligkeit riß sie



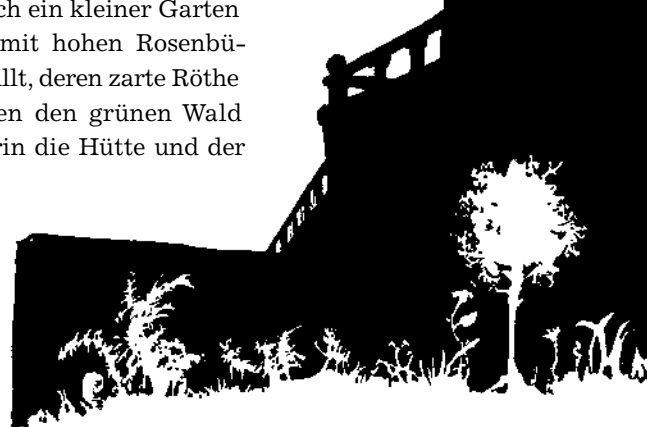
eine Rose aus dem Kranz, welchen er noch in der Hand hielt, und eilte damit hinweg. Ein heftiger Schmerz erfüllte nun Leopold's Gemüth. Der Kranz war auseinander gegangen, und er betrachtete ihn mit stummen Thränen. Die Jagdhörner schallten in seiner Nähe, er hob aber die Augen nicht von den Blumen auf. Seine Diener traten endlich zu ihm, und äußerten ihre Freude, daß sie ihn nach langem Suchen gefunden hätten. Er achtete nicht darauf, seine Thränen flossen unaufhörlich und benetzten die Blumen.

Ein Page, der immer sein Liebling gewesen war, redete ihn an und fragte: ob sie nach dem Schlosse seines Vaters zurückkehren wollten; aber der traurige Ritter gab keine Antwort, und hob auch die Augen von dem Kranze nicht auf.

Endlich entschlossen sich die Diener ihn fortzuführen, er litt es ohne Widerstand, und ritt stumm, die Rosen in den Händen, mit seinen Dienern in das Schloßthor ein. Der alte Graf wurde schnell von dem Zustande seines Sohnes unterrichtet, er eilte herbei, aber Leopold antwortete auf keine Frage, nur als der Graf den Kranz aus seinen Händen nehmen wollte, blickte der Sohn ihn mit so wehmüthig flehenden Augen an, daß sich keiner der Thränen erwehren konnte. Der Graf ließ seinen Arzt kommen, um nach dem Grunde dieses Uebels zu spähen, allein da der Kranke keine Antwort gab, so blieb seine Krankheit allen ein Räthsel, er saß nur immer und betrachtete die Blumen. So vergingen einige Tage, und die Traurigkeit herrschte auf dem Schlosse, wo sonst nur die Freude gewohnt hatte. Der alte Graf sah trostlos den letzten

Zweig seines Geschlechts in seinem Sohne welken. Alle Mittel wurden versucht, um den Sohn zum Sprechen zu bewegen. Der Graf beschwor ihn, wenn irgend ein Wunsch sein Herz beunruhige, ihn zu nennen, er wolle Leben und Ehre daran setzen, ihn zufrieden zu stellen. Leopold antwortete nicht, und blickte seufzend die Rosen an. Es fiel jetzt dem Grafen auf, daß die Blumen immer frisch blieben, und er glaubte, irgend ein Zauberer habe seinen Sohn so verwandelt. Er beschloß daher, ihn zu einem weisen Manne zu bringen, der einsam im tiefsten Walde wohnte, und durch seine Frömmigkeit eine solche Gewalt über alle Zauberei erlangt hatte, daß schon mancher Unglückliche getröstet von ihm ging.

Leopold wurde von dem Greise freundlich empfangen, und in seine Hütte geführt, an welche sich ein kleiner Garten schloß, nur mit hohen Rosenbüschen angefüllt, deren zarte Röthe seltsam gegen den grünen Wald abstach, worin die Hütte und der



Garten versteckt lagen. Leopold betrachtete mit Wohlgefallen die Rosen, und verglich sie stillschweigend mit denen, welche er in den Händen hielt; er lächelte zufrieden, daß die seinigen doch in schöneren Farben prangten. Der alte Graf und die Diener, welche ihn begleitet hatten, nahmen mit Thränen von ihm Abschied, und ließen ihn bei dem Alten allein. Er lächelte zufrieden, wie er sich von ihnen verlassen sah, setzte sich unter ein Rosengebüsch nieder, und betrachtete seine Blumen. Der Greis entfernte sich, und überließ ihn seinen Betrachtungen.

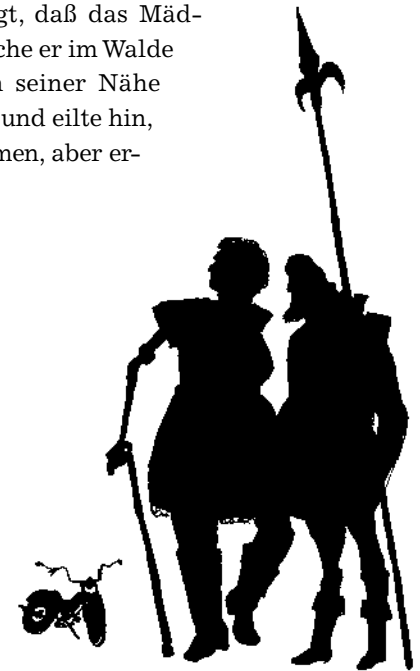
Die Sonne schien auf Leopold hernieder, der, als er ihre Stralen fühlte, auf zu dem Himmel blickte, und ihn im schönsten Blau glänzen sah. Wie er ihn eine Weile betrachtet hatte, zog sich ein leichter Duft über die blaue Fläche, der sich bald zu einer silberweißen Wolke zusammenzog, die sich in kurzem roth färbte, und wie eine große Rose am Himmel blühte. Ein leichter Wind schüttelte diese ätherische Blume hin und her, die sich aufblätterte und die goldnen Samenkörner aus ihrem Schooß herunter schüttete; sie fielen wie Funken auf die Blumen in Leopolds Händen nieder, der die Rose am Himmel mit inni-

ger Freude betrachtete, denn es war ihm, als müßte es die Blume seyn, welche die Alte ihm entrissen hatte. Es erhob sich ein Rauschen in den Rosen, worunter er saß, und jene, die über ihm so entzückend geblüht hatte, verschwand. Hinter dem Gebüsch hörte er nun eine weibliche ungemein sanfte Stimme,



welche sagte: Ja, noch einmal bin ich dem Tode glücklich entronnen, aber wer weiß, wie nahe mir mein Feind ist, indem ich mich meiner Sicherheit freue. Sey ruhig, mein Kind! erwiederte eine männliche Stimme: unser Freund wird uns gegen ihn beistehn, und hier darf er uns nicht verletzen. Es war ein entsetzlicher Jäger, der dich verfolgte, seine drohenden Augen, sein gewaltiger Jagdspieß, mit Entsetzen hab' ich es betrachtet. Und hätte mich der Jüngling nicht errettet, sagte die weibliche Stimme. – Und der Fluß, mein Kind! rief die männliche, vergiß nicht, ihm hauptsächlich zu danken.

Leopold war überzeugt, daß das Mädchen und der Alte, welche er im Walde gesehen hatte, sich in seiner Nähe befänden; er stand auf und eilte hin, woher die Stimmen kamen, aber er-

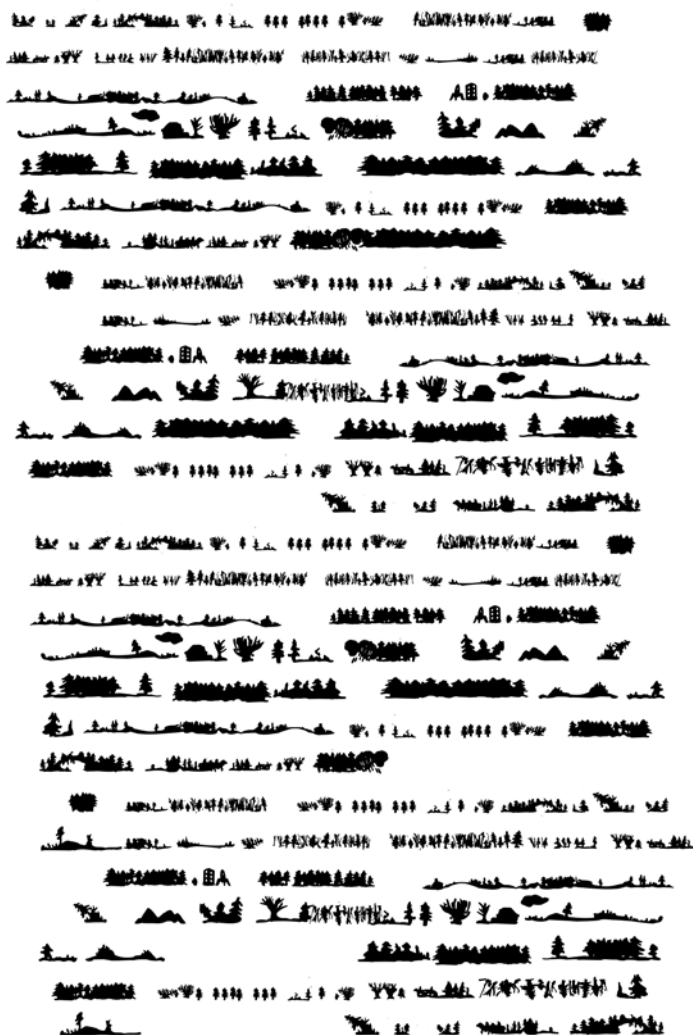




staunt wollte er zurückkehren, als er das auf der Jagd verfolgte Reh unter den Rosengebüschsen erblickte. Ein alter Hirsch saß neben dem zarten Thiere, und sah ihn mit großen Augen an.

Ein schallendes Gelächter hinter ihm brachte ihn aus der Fassung, er wandte sich um, und die Alte, welche das Mädchen verfolgt hatte, stand hinter ihm, und riß mit großer Schnelligkeit noch eine Blume aus dem Kranz, womit sie davon eilte. Wie sie das Ende des Gartens erreicht hatte, sah er sie nicht mehr, aber der Jäger mit seinem großen Jagdspieße ging in den Wald hinein. Die Alte hatte den Kranz, welchen Leopold so treu bewahrte, nun ganz zerissen, viele Blumen lagen auf dem Boden, und andere hielt er noch in seinen Händen. Das Reh bückte sich und hob die Blumen auf, der Hirsch schüttelte den Kopf; die aus der Himmelsblume herniedergefallenen Funken waren wieder losgeschüttelt, und lagen im Grase. Das Reh eilte mit den Blumen davon, der Hirsch folgte bedächtig, und Leopold setzte sich tiefsinnig nieder, sahe die Blumen, die er noch in den Händen hielt, dann betrachtete er wieder die Funken im Grase, und sein Herz wurde von neuem zur Traurigkeit bewegt. So fand ihn der freundliche Greis noch sitzen, als er aus dem Walde zurück kam, er lud den Jüngling ein, ihm in seine Hütte zu folgen, die Sonne werde bald untergehen. Leopold hörte auf seine Rede nicht, und der Greis verließ ihn wieder. Die Sonne ging unter, und

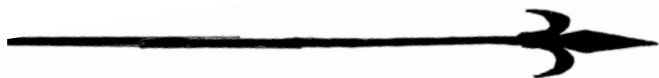




küßte zum Abschied mit ihrem goldnen Schein die Bäume, und lag in zärtlicher Glut auf den Rosen, die sich höher färbten, und an den Büschen hin und her schwankten. Da entbrannte Leopolds Herz zur wildesten Sehnsucht, er betrachtete seine Blumen, drückte sie an sein Herz und an seine Lippen. Die Funken darin wurden von der Sonne beschienen, und blickten ihm mitleidig entgegen; da



flossen Thränen aus seinen Augen, und seine Lippen öffneten sich zu lauten Klagen. Er blickte auf zu den Bäumen und zum Himmel. Gieb mir, rief er aus, was ich nicht kenne, wonach ich schmachte! Er sah die Rosen, die an den Büschen blühten, riß sie wild von ihrem Stengel, und wollte damit den Kranz ergänzen. Aber so wie er sie den Büschen entrissen hatte, welkten sie, und die dürrn Blätter fielen ab. Da er sahe, daß sein Bestreben vergeblich war, eilte er aus dem Garten in den Wald hinein. Kein verwachsenes Gesträuch hielt ihn auf, die dichtesten Zweige mußten seiner Wuth weichen. Endlich hatte er sich so tief auf ungebahnten Wegen in den Wald hinein gearbeitet, daß er nicht weiter konnte. Er lehnte sich nun an einen Baum, seine Kräfte waren erschöpft. Da hörte er Töne einer Zitter, von einer süßen Stimme begleitet. Eine unbekannte Macht ergriff nun sein Herz, und löste seine Wuth in sanfte Wehmuth auf, seine Thränen flossen, und er wurde so von der Gewalt des Gesanges bemeistert, daß er niederkniete und seine Hände flehend nach den Tönen ausstreckte.



Schlage mit deinen melodischen Wellen, rief er, an meine Brust, und kühle mein glühendes Herz. Ein lautes Gelächter hinter ihm machte, daß er aufsprang; es war die Alte, sie wollte ihm noch eine Rose entreißen, Leopold verbarg sie aber schnell in seinem Busen, und die Alte verließ ihn mürrisch. Er sahe sie bald nicht mehr, der



Jäger aber lauschte hinter einem Baum hervor, und deutete mit seinem langen Jagdspieß in die Ferne, nach der Seite hin, woher die Musik kam. Von neuem wurde nun Leopold von einer heftigen Wuth ergriffen, die Töne berührten ihn wie zuckende Flammen, er wollte sie finden und an sein Herz reißen, damit er von der Glut verzehrt würde.

Nun konnten die Büsche mit ihren scharfen Dornen ihm nicht mehr widerstehen, gar bald war er hindurch gedrungen, und bis zu dem Flusse gelangt, an welchem er die Alte und das Mädchen zuerst erblickt hatte. Er blieb am Ufer stehen, und seine Wuth löste sich in Zärtlichkeit und Erstaunen auf. Ein Thron von Rosen schwamm auf dem Wasser, die alle herrlich blühten, und weit umher süßen Duft verbreiteten. Die Wellen bestrebten sich die Rosen zu küssen, die Rosen bemühten sich in die Wellen zu tauchen, und färbten mit ihrem Duft das Wasser rosenroth.

Ein Mädchen in einem blendend weißen Gewande saß auf dem Thron, ihre goldnen Haare hingen in vielen Locken herunter, sie hatte eine silberne Zitter in der Hand, worauf sie lieblich spielte. Ein Reh lag in ihrem Schooße und lauschte auf die Melodien, während sie sang:

Weh um eure glüh'nden Farben!
Da des Kranzes Band zerreißt,
Ward verhaucht der duft'ge Geist,
Und die Schwesterrosen starben.

Ach ich hab' euch trauervoll
Von dem grünen Grab' erhoben,
In den Busen sanft geschoben,
Wo die Kraft der Liebe schwoll.
Doch erglühn nicht eure Farben,
Knüpft sich nicht, was Haß zerreißt,
Athmet nicht der duft'ge Geist:
Ewig muß ich schmachkend darben.

Leopold bemerkte einen Strauß von welken Rosen an ihrer Brust, und hatte ein so zärtliches Mitleid mit den Blumen, daß er laut zu weinen anfang. Er kniete am Ufer nieder und sagte: Ach lange genug habe ich gelitten, o liebe mich, du Süße, damit die Blumen meines Lebens nicht verblühen!





Das Mädchen sahe ihn an, dann betrachtete sie das Reh in ihrem Schooße und die welken Blumen an ihrer Brust. Lächelnd nahm sie die Zitter und fing von neuem darauf zu spielen an. Die zärtlichen Töne beruhigten Leopolds Herz, und er war in Entzücken verloren, als sie die Worte sang:

Mag der sanften Wellen Schaukeln
Und der Purpurglanz vom Thron,
Und der Zitter Silberton
Schmeichelnd meine Seel' umgaukeln:
Süßer winkt der Liebe Lohn.
Ja des zarten Thieres Rücken,
Baut mir eine sichre Bahn,
Lindernd deiner Qual zu nahn:
Meine Huld soll dich beglücken,
Meine Arme dich umfahn.

Sie erhob sich von ihrem Sitze, das Reh sprang von ihrem Schooß in die Wellen, und sie stand auf seinem Rücken; ihre langen Gewänder hingen in das Wasser, der Rosenthron sank unter, und der ganze Fluß war eine purpurne Glut. Lächelnd schaute das Mädchen hinein, und warf die silberne Zitter in die rothen Wellen, die, den Strom hinüber schwimmend, von dem Wasser auf und nieder gehoben ward, und wie die Wellen sie berührten, ihre Lust in lieblichen Tönen aussprach, die in der Luft zitterten, und Leopolds Herz zur heißesten Sehnsucht entflammten. Das Mädchen hatte das Ufer erreicht, sie nahte sich dem Geliebten, der dort kniete, und aus heißer Seh-

sucht heftig weinte. Sie nahm ihre goldnen Haare und trocknete damit seine Thränen. Er erhob sich, sie an seine Brust zu drücken, ein lautes Gelächter schallte durch die Luft; Leopold ward plötzlich gewahr, daß die Alte vor ihm stand, und daß er das Reh in seinen Armen hielt. Sie sah ihn an und sagte: Viel Glück zu eurem Liebchen! dann schlug sie das schwarze Gewand von ihrer Brust zurück, und er sah die beiden Rosen, die sie ihm geraubt hatte, an einem zarten weißen Busen blühen. Er vergaß das abscheuliche Gesicht der Alten, die schrecklich funkelnden Augen, seine Sinne waren berauscht, sein Herz entzückt über den Anblick des schönen Busens; er eilte auf sie zu, drückte sie schnell an seine Brust, und seine



heißen Lippen auf die ihrigen. Die Alte lachte und war aus seinen Armen; der Jäger stand in einiger Entfernung, und winkte mit seinem Jagdspieß. Leopold folgte ihm sogleich, das Reh ging mit ihm, er bekümmerte sich aber nicht darum.

Vor dem Eingang einer dunkeln Höhle blieb der Jäger stehen. Blicke hinein, sagte er zu Leopold, alle diese Blumen haben ihre Farbe und ihren Duft verloren, schaffe sie ihnen wieder, sie werden dir gern folgen. Wenn alle wiederum in hellen Farben blühen, dann ist der Kranz deines Glücks wieder geschlossen. Die Blumen beugten sich alle vor Leopold zur Erde, das Reh ging in die Höhle hinein und betrachtete die Blumen aufmerksam. Leopold sah dem Jäger nach, der mit seinem Jagdspieß in den Wald hinein ging.

Wodurch, fragte er, kann ich euch Glanz und Farben schaffen? – Nur die Liebe, flüsterten die Blumen, nur die Liebe macht uns glänzen, und lockt das zarte Blut in unsre Wangen; wenn sie von uns weicht, so müssen wir trauern und bleichen.

Leopold betrachtete die Blumen, welche er noch von dem Kranze hatte, sie blühten frisch und der Funke, welcher aus der Himmelsblume nieder gefallen war, glänzte aus jeder ihm freundlich entgegen. Das Reh stand vor ihm, und sah mit Sehnsucht zu

den Rosen empor. Als Leopold die blassen Blumen in der Höhle wieder ansah, kamen sie ihm so bekannt vor, ihm war, als ob es seine Freunde wären, die trauernd um ihm ständen, und von ihm Hülfe und Rettung begehrten.

Wie? sagte er, so muß ich denn ausziehen um Glanz, Duft und Farben zu suchen, und wenn ich sie gefunden, sie erbeuten und euch zuführen. Schaffe den Liebsten herbei! sagte eine kleine blasser Blume, so brauchst du nicht Duft und Farben zu suchen. Wer ist dein Freund? fragte Leopold. Ein Schmetterling! sagte die Blume, er hat rothe mit Gold gesäumte Flügel, und flog wie die schönste Blume im Sonnenschein, als sich eben die Knospe öffnete, die mich verschlossen hielt. Er nahte sich der jungen Blume und küßte mich, wie ich meine Blätter entfalten wollte. Ich erröthete über diesen Kuß, und meine Blätter färbten sich, ich erglühte in Liebe zu ihm, und ein so süßer Duft mischte sich mit der Luft, daß er die Menschen und die Feen entzückte. Er hat mich verlassen, und mein Gram machte, daß ich erblich. Kein süßer Duft erfüllte



mehr die Luft, und ich wurde in diese Höhle gebracht, und hoffe nun, du sollst meinen Gram stillen, meine Sehnsucht befriedigen. Ernsthaft hatte Leopold zugehört, das Schicksal der Blume war ihm wichtig geworden; er betrachtete sie und sagte: Mich bewegt dein Unglück zu in-nigem Mitleiden, ich will deinen Freund suchen, und wenn



ich ihn gefunden, ihn zu dir bringen. Ich begleite dich, sagte die Blume, und in demselben Augenblick war sie aus der Höhle verschwunden, und in den Kranz mit eingeflochten, welchen Leopold im Busen verwahrte. Er sah die andern Blumen an, und sagte: Also ihr alle habt den Vorsatz, euch unter meine frischen Rosen zu mengen? Die Blumen beugten sich, und in wenig Augenblicken war die Höhle leer. Leopold betrachtete seinen Kranz, der nun wieder ganz geschlossen war, denn die bleichen Blumen hatten sich alle hinein geflochten. O du Bild meines Le-

bens! redete er ihn an, wie zwischen die herrlich blühenden Rosen die bleichen sich hinein wagen, so stehen die herben Leiden ganz nahe bei meinen

seligsten Stunden. Bei diesen Worten schlug er die Augen auf, und siehe, die Alte stand ihm gegenüber. Verliere dich nicht in müßige Betrachtungen, eile, wenn du die Blumen wieder gewinnen willst.

Was soll ich thun? fragte Leopold. Mir folgen, sagte die Alte, und in demselben Augenblick war sie aus seinen Augen verschwunden, und der Jäger stand in einiger Entfernung und winkte mit seinem Jagdspieß. Unverzüglich folgte Leopold, und der Jäger führte ihn durch den dunkeln Wald, als sie den Ausgang desselben erreicht hatten, war der Jäger verschwunden. Leopold sah hier eine weite Ebne vor sich, in deren Mitte ein kleiner Thurm errichtet war, der aus

lauter sehr feinem Gitterwerk bestand. Voll Verwundung näherte er sich und bemerkte, daß es ein Gefängniß war, worin ein überaus schöner roth und goldner Schmetterling, und viele andere, die weniger schön waren, auch eine große Anzahl Bienen verwahrt wurden. Leopold nahm den Kranz aus seinem Busen, und betrachtete ihn. Die Blumen, welche er aus der Höhle mitgenommen hatte, bewegten sich traurig darin und seufzten leise. Wie die Bienen und die Schmetterlinge die Blumen bemerkten, bestrebten sie sich das Gitter zu durchbrechen, und schlugen ängstlich mit den Flügeln, so daß er ein großes Mitleid mit den Verliebten hatte, und die Gefangenen befreien wollte. Es dünkte ihm ein leichtes, dies so dünn geflochtene Gefängniß zu zerbrechen, daß er dazu nicht einmal seines Schwerdtes zu bedürfen glaubte. Er näherte sich also dem Thurme, um seinen Freunden zu helfen, aber kaum hatte er ihr Gefängniß berührt, so wühlte sich der Boden neben ihm auf, ein kleiner Greis wand sich mit Schnelligkeit empor, er



hielt eine Leier im Arm, und fing darauf zu spielen an. Kaum hatte Leopold die Töne vernommen, so sahe er von allen Seiten bewaffnete Streiter herbei eilen. Die Blumen zitterten, die Schmetterlinge und die Bienen suchten sich ängstlich zu verbergen, und der junge Ritter zog sein Schwerdt. Die Bewaffneten drangen alle heftig auf ihn ein, wozu der Greis munter spielte. Je heller die Töne erklangen, um so muthiger und behender wurden die Kämpfer, und immer eilten noch mehre herbei, so daß sich Leopold gegen den Schwarm kaum mehr zu vertheidigen vermochte. Muß ich denn hier mein Leben verlieren, rief er aus, und nicht durch die Hand eines tapfern Mannes, sondern durch die Künste eines verfluchten Zauberers



sterben, der eine so große Anzahl wider mich kämpfen läßt! Der Alte ließ sich nicht stören, sondern spielte immer weiter, und fing eine ganz neue Melodie an; da sahe Leopold, wie eine große Schaar zu Pferde hurtig über die Ebene zog, und den Kampfplatz zu erreichen strebte. Nun entbrannte sein Herz in Wuth, und er wünschte, ehe er den Tod fände, nur noch den verrätherischen Alten zu verderben. Er hieb mit dem Schwerdt nach dem Zauberer, der ihm ausweichen wollte. Leopold traf aber sein Instrument, das mit einem lauten Klang zertrümmerte und auf dem Boden lag; der Alte sah es einen Augenblick an, dann sank er in die Erde. Die Kämpfer schauten dem Alten nach, und waren auch sogleich verschwunden. Leopold war von dem lauten Klang betäubt; als er sich wieder erhohlt hatte, wollte er sich dem Gefängnisse nähern, und die Gefangenen befreien. Allein der Thurm, der sie zuvor verschloß, war nicht mehr zu sehen, sondern ein Garten voll herrlicher Blumen, die alle in schönen Farben glühten, und einen süßen Duft verbreiteten, stand vor seinen Augen; die Bienen und die Schmetterlinge spielten zu den Füßen der Blumen im Grase. Leopold wollte in den Garten hineingehn, da fühlte er sich mit Gewalt festgehalten, und im Kurzen stand ein prächtiger Pallast vor seinen Augen, der ihm den Garten verbarg.

Er zog seinen Kranz aus dem Busen, und die welken Blumen waren daraus verschwunden, und alle seine Rosen hineingeflochten, nur die zwei, welche ihm die Alte geraubt, fehlten noch.

Das Thor des Pallastes öffnete sich, und ein reichgekleideter Diener trat heraus, neigte sich ehrerbietig gegen Leopold, und lud ihn im Namen seiner Herrschaft ein, dort auszuruhn. Wie im Traume war es ihm; er folgte mit dem Kranz in den Händen dem Diener, welcher ihn in einen reich geschmückten Saal führte. Kaum hatte der Diener den jungen Grafen verlassen, so öffnete sich eine andere Thür, und ein großer Mann, welcher überaus prächtig aus-
sahe, und einen silbernen Jagdspieß in der Hand hielt, trat herein. Er führte an seiner Hand eine Dame, deren schwarze Locken mit vielen Edelgesteinen durchflochten waren, sie trug ein dunkles



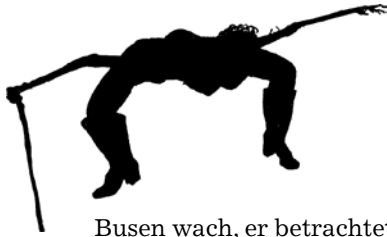
Gewand, und an ihrem überaus schönen Busen zwei Rosen, welche Leopold sogleich für die seinigen erkannte. Ihre feurigen Augen übertrafen mit ihren Strahlen bei weitem den Glanz der kostbarsten Steine.

Als diese beiden eingetreten waren, folgte ihnen eine ganze Schaar von Jünglingen und Mädchen, angeführt von einem Jünglinge in einem blendend rothen Kleide, mit vieler goldner Stikkerei, der ein sehr schönes Mädchen an der Hand hielt. Alle Mädchen und Jünglinge neigten sich ehrerbietig vor dem Manne mit dem Jagdspieß und vor der Dame in dem dunklen Gewande, welche beide einen Thron bestiegen, der Leopold gegenüber war; die Jünglinge und die Mädchen stellten sich zu beiden Seiten.



Leopold betrachtete alle und bald schien ihm der Mann der so oft gesehene Jäger zu seyn, bald glaubte er den Zauberer in ihm zu erkennen, zu welchem ihn sein Vater gebracht, bald schien er ihm der Alte, der das Mädchen am Flusse erwartete, und bald erinnerte er ihn sogar an den Hirsch, welcher neben dem Reh im Garten weidete. Die Dame dünkte ihm die Alte zu seyn, die ihm die Rosen geraubt hatte, und die Jünglinge und Mädchen erkannte er sogleich für die Schmetterlinge und Bienen. Besonders ließ ihm der roth gekleidete keinen Zweifel, daß er nicht derselbe wäre, nach dem die zarte kleine Blume, die er jetzt als ein schönes Mädchen an der Hand führte, solch ein heißes Sehnen trug.

Indem sich Leopold noch solchen Betrachtungen überließ, hörte er die Töne einer Zitter, und wie ihre Klänge sein Ohr berührten, wurde Liebe und Sehnsucht ihm im



Busen wach, er betrachtete seinen Kranz von Rosen, die Thränen flossen aus seinen Augen, und fielen auf die Blumen nieder, und in demselben Augenblick sah er wieder in allen die Funken des Himmels glänzen, die daraus verschüttet wurden. Die Thür öffnete sich wieder, und das Mädchen im weißen Kleide, mit ihren goldnen Locken und der silbernen Zitter in den Händen, trat von dem Reh begleitet ein. Der Alte hob sich zornig von seinem Thron, und sahe das Thier mit drohenden Mienen an. Die Dame stand auch auf und sagte: Rüstig, mein Jäger! was willst du noch länger weilen? – Der Mann schwang seinen Jagdspieß, und stieß das Reh damit nieder; die Dame nahm schnell eine Rose von der Brust, und tauchte sie in das Blut, das aus der Wunde des Rehes floß. Sogleich erhob es sich, und ein wunderschönes Mädchen stand vor aller Augen.

Ich danke dir, mein Vater! sagte sie zu dem Alten, du hast endlich meine Schmach gelöst, und ich eile nun meiner Mutter zu. Darauf wandte er sich zu der Dame und sagte: Deine Rache ist endlich versöhnt, du hast deinem Gemahl vergeben, daß er der Liebe einer zarten Fee Gehör gab, und dir untreu wurde. Du hast die Dienstbarkeit aufgehoben, wozu du mich gezwungen, und der Liebe Blume in die Wunden getaucht, die deine Eifersucht mir schlug. Der balsamische Hauch der Blume hat mich

und dich geheilt, und mein Herz wendet sich in Liebe zu dir und deiner Tochter.

Als sie diese Worte gesprochen hatte, umarmte sie das Mädchen, und war nun allen Augen entschwunden. Die Dame nahm den Kranz aus Leopolds Händen, und flocht die beiden Rosen hinein, dann setzte sie diesen dem Mädchen auf den Kopf und sagte: Du verlohrst mit diesem Kranze deine Ruh, ich gebe ihn dir wieder, und zugleich die Hand des Mannes, der dein Herz und deine Blumen raubte. Bei diesen Worten legte sie Leopolds Hand in die des Mädchens, und umarmte beide zärtlich.





Der Alte trat herbei und sagte: Auch ich gebe euch meine Einwilligung und meinen Segen. Leopold erkannte nun ganz deutlich, daß es derselbe Zauberer war, zu welchem sein Vater ihn hingeleitet hatte. Er war so berauscht von dem Glücke, das schöne Mädchen sein nennen zu dürfen, daß er weder fragte wer sie, noch wer ihre Eltern wären. Die Jünglinge und Mädchen näherten sich ihm und sagten: Erkennst du uns wohl? wir sind die Schmetterlinge, die Bienen und die kleinen Blumen, und sind dir alle verwandt. Ich erkannte euch sogleich, sagte Leopold. Wir wurden so verwandelt, sagten sie, als unser Herr mit seiner Gemahlin sich entzweite. Wir waren alle voll Liebe und blieben es auch, darum hatten wir nur die eine Gestalt; aber wie unser Herr und unsere Gebieterin sich entzweiten, da mußten sie dem Schicksal weichen, und wie Haß und Liebe, Furcht und Eifersucht, Mißtrauen und Verrath in ihnen sich entfalteten, so mußten sie sogleich sich zeigen, und wie die eine Leidenschaft aus dem Busen des einen in des andern zog, so hatten sie auch kaum eine eigne Gestalt, und quälten so sich und die Menschen.

Leopold wollte noch mit seinen neuen Verwandten reden, da erschallte eine laute Musik, die Jünglinge und die Mädchen fingen an zu tanzen, und auch Leopold flog mit seiner schönen Braut durch die Reihen. Als man sich auf alle Weise ergötzt hatte, wurde dem ermüdeten Leopold ein Lager angewiesen, und er entschlief zu sanften Träumen. Am Morgen erwachte er, erstaunt, daß die Diener, der Pallast, seine Braut, und alles was ihn gestern entzückt



hatte, verschwunden war. Er blickte um sich, und fand sich unter einem schattigen Baume, nicht weit von dem Thore seines väterlichen Schlosses. Er betrachtete es, und die bis dahin erlebten Begebenheiten erschienen ihm wie ein Traum; er stand auf und wollte zu seinem Vater gehn, da sah er über sich den blauen Himmel, an welchem ein leichter Duft in Gestalt einer Rose schwamm.



Er betrachtete die dünne weiße Wolke, sie färbte sich aber nicht roth, und er konnte der Betrübniß, welche sich seines Herzens bemeisterte, nicht widerstehen. Als er noch so stand, öffnete sich das Thor seines Vaters, und er sahe den Grafen, welcher heraustrat, und nach allen Seiten umschaute. Der Page, welcher immer Leopolds Liebling gewesen war, begleitete ihn. Mein Sohn kömmt noch nicht, seufzte der Graf. Der Page erblickte Leopold, und eilte ihm freudig entgegen. Seyd mir begrüßt, mein theurer Herr! redete er ihn an, indem er erst seine Hände küßte. Leopold ging zu seinem Vater und begrüßte ihn.

So sehe ich dich denn gesund und froh wieder, geliebter Sohn! sagte der Graf und schloß ihn in die Arme, komm herein und begrüße deine Braut. Meine Braut? fragte Leopold bestürzt. Ja, sagte der Vater, mein Freund und Waffenbruder hat während deiner Abwesenheit bei mir Herberge genommen. Seine schöne Tochter, welche er begleitet, hat mich benachrichtigt, daß du, von aller bösen Zauberei geheilt, heut bei mir zurückkommen würdest; er hat auf seinem Wege zu mir den frommen Mann gesprochen, welchem ich dich anvertraute, und diesen schönen Trost für mich gehört. Zugleich bot er mir seine reizende Tochter für dich zur Gemahlin, darum folge mir und umarme deine Braut. Leopold folgte seinem Vater betäubt, er konnte kein Wort sprechen. Als er in den wohlbekannten Saal trat, löste sich sein Erstaunen in die seligste Freude auf, der Alte mit dem Jagdspieß trat



ihm entgegen, und führte das schöne Mädchen mit dem Rosenkranze in den Haaren ihm zu.

Nimm meine Tochter, redete er ihn an, und sey mit ihr beglückt. Leopold umarmte mit Entzücken seine Geliebte, er entdeckte seinem Vater nicht, daß er den Alten und das Mädchen schon kannte; er wußte es sich nicht zu erklären, daß eine unsichtbare Macht seine Lippen schloß, so oft er von diesen Begebenheiten sprechen wollte, und der alte Graf und sein Waffenbruder feierten die Hochzeit ihrer Kinder mit der größten Festlichkeit.





Die Quelle der Liebe

Der Morgen funkelte mit goldenen und purpurnen Strahlen auf Fluren und Wäldern, die Vögel stimmten ihren Gesang an, und wollten das Echo ermuntern, als sich schon die muntere Jagd des Prinzen Alwino in dem Walde ausbreitete. Die Vögel erschracken vor dem Hundegebell, und schwiegen mit ihren Liedern; Echo mußte jetzt den Waldhörnern antworten, und aus sanftem Schlummer wurde das Wild aufgejagt, floh bestürzt hin und her, und traf auf allen Wegen nur schnelle Hunde oder rüstige Jäger. Bald wurde der Prinz der Jagd überdrüssig, stieg vom Pferde, und setzte sich unter einen schattigen Baum. Er blickte zu den Zweigen auf, wie die Blätter mit einander zu flüstern schienen, und von der Sonne vergoldet wurden, ein leiser Wind rührte die Zweige an, sie schüttelten alle die Thautropfen von sich ab, und ruhig stand der Baum, und der Wind schlich durch den Wipfel fort zu den andern. Nachdenkend saß Alwino, und so wie der Baum ihn mit seinen Thautropfen beregnete, wurde wieder alle Sehnsucht in seinem Busen wach, und er brach in Strömen von Thränen und in lauten Klagen aus: Fröhlich schwärmen die Freunde durch den rauschenden Wald, und keiner wird von so herber Qual bedrängt als ich; hören sie des Jagdhorns Töne, so stürzen sie muthiger dem scheuen Wilde nach, ach und ich – mich lockt der Klang, daß ich möchte in die weite Ferne rennen, mit dem schnellen Rosse die höchsten Berge erklimmen, und dann hernieder in die Thäler stürzen, und immer weiter, und mir so die Ruhe erjagen.

Indem er noch so mit sich selber sprach, hörte er den Zug der Jäger, die sich gesammelt hatten, sie näherten sich mit einem fröhlichen Liede, und legten die Beute der Jagd zu seinen Füßen nieder. Er befahl den Jägern, an den Hof zurück zu kehren, er werde ihnen folgen. Schweigend erfüllten sie seinen Willen, nur Lenardo, sein Freund, den er immer vorzüglich geliebt hatte, gehorchte ihm nicht, und blieb an seiner Seite.

Der Prinz bemerkte ihn bald und fragte, warum er nicht die andern nach der Stadt begleitet. Ach! mein theuerster Fürst, antwortete der treue Lenardo, mehr als mein Leben habe ich dich immer geliebt, und wie ich die Eltern verlor, und als Knabe schon einsam und ohne Schutz war, da tröstete mich deine Liebe, und ich glaubte, ich könnte mich nimmer verlassen fühlen. Und nun: – du hast dein Herz von mir gewendet, deine Liebe hat mich verlassen, aber doch will ich nimmer von deiner Seite weichen. Gerührt sagte der Prinz: Wie kannst du, mein treuer Freund, so lieblos von mir denken? – Er nahm hier auf Lenardo's Hand, drückte sie wider sein Herz, und Thrä-



nen flossen aus seinen Augen, und fielen in großen Tropfen auf jene herab; da warf der treue Freund sich nieder auf seine Knie, und beschwor den Prinzen, ihm sein Leiden zu entdecken; und Alwino antwortete: Ja mein Freund, ich will dir sagen, was meine Seele so gewaltig quält. Ihr alle mögt mich wohl beneiden, weil ihr mich glücklich glaubt, denn ihr denkt, was könne mir fehlen? Meinem Vater gehorcht das blühende Land, und mich, seinen einzigen Sohn, liebt er so zärtlich, daß ich mit aller Macht schon jetzt im Lande gebiete, das Volk achtet mich als seinen König, und jeder strebt meine Wünsche auszuführen, und sie alle, so viel ich nur nennen mag, zu erfüllen. Dies alles, mein Freund, ich fühl' es, ist wohl ein Glück, doch niemals das, welches mir bei meiner Geburt bestimmt wurde; in der Ferne schreiten mir gewiß wunderbare Empfindungen entgegen, und füllen die Leere im Busen aus, und befriedigen die schmerzliche Sehnsucht; es schwärmen in ungekannten Gegenden Freuden und Schmerzen, die mir zugehören, und darum will ich hinzieh'n, sie mir erbeuten, und wenn ich das Glück gefunden, das mein ist, dann kehre ich wieder zu dir und meinen theuren Eltern, und ihr erfreut euch über den Glücklichen.

Und ihm antwortete Lenardo: Laß mich, geliebter Alwino, dich auf deiner Reise begleiten; du bist es gewohnt, daß so viele dir dienen, darum gehe nicht allein, um dein Glück



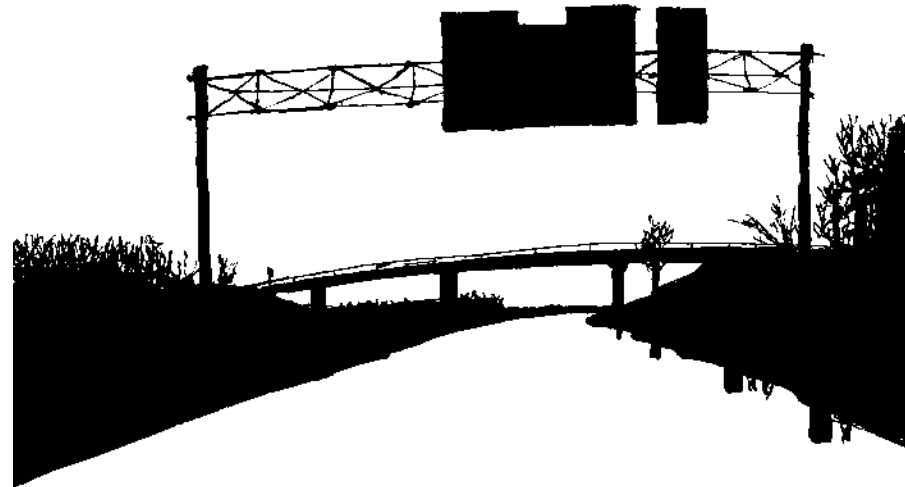
zu suchen, sondern nimm wenigstens mich als Einen Diener mit, und meine Liebe wird dir viele ersetzen.

Aber der Prinz bat ihn zurück zu bleiben, und die Eltern über des Sohnes Abwesenheit zu trösten, hierauf schwang er sich auf sein Roß und sprengte in den Wald hinein. Lenardo verlor ihn bald aus den Augen, und kehrte mit trauerndem Herzen an den Hof des Königs zurück.

Alwino aber zog mit Eile durch das Land, und rastete Nachts nur wenige Stunden; oftmals blickte er mit neuem Muth den glänzenden Morgen an, und dachte: Gewiß wird dieser Tag nicht enden, ohne daß ich meine Schmerzen stille; und immer kam des Tages Ende, und noch brannte unbefriedigt die alte Sehnsucht ihm im Busen.

So kam er endlich an den Hof des Königs Delamo, mit dem Entschluß, sich ihm als Ritter, unter fremdem Namen, vorzustellen. Der Greis empfing ihn freundlich, aber Alwino bemerkte, daß ein schwerer Kummer seinen Geist niederbeugte, und als er sich die Ursache zu erforschen bemühte, erfuhr er, daß ein mächtiger Riese die Felder des Königs verwüste, und sein Morden und Rauben nicht eher einzustellen geschworen, bis ihm der König die schöne Angela, seine einzige Tochter, zur Gemahlin geben wolle. Die kühnsten Ritter hatten den Streit mit dem Unholde versucht, und keinem war der Sieg gelungen: in großen Schaaren hatte das Volk ihn schon ermorden wollen, oder aus dem Lande vertreiben, aber er widerstand jeder Macht, und alle, die ihn angegriffen, hatten den Tod gefunden; nun verlangte das Volk von seinem Könige, er solle den Rie-

sen mit der schönen Angela vermählen, damit der Schreckliche aufhöre, das Land zu verderben. Delamo konnte nur mit Thränen und Bitten von dem Volke gewinnen, daß sie noch zehn Tage den Wüthrich ertrugen, und wenn sich nach dem zehnten Tage kein Ritter fand, der den Riesen besiegte, so wolle er sich entschließen, seine einzige Tochter dem Lande zum Opfer zu geben. Acht Tage waren schon verflossen, als Alwino sich dem Könige vorstellte, und am neunten erfuhr er das harte Schicksal des Vaters. Da eilte er schnell zu dem Trauernden, und erbot sich, gleich am kommenden Morgen den Kampf mit dem Riesen zu wagen. Der König schloß ihn in die Arme, weinte und sagte: Gewiß, du edler Ritter, bist du mit der Gefahr nicht genug bekannt, daß du kommst, und dich zum Kampfe anbietest, denn in allen verflossenen Tagen hat es keiner gewagt, den Streit mit dem Riesen zu beginnen,



so reiche Preise ich auch dem Ueberwinder geboten habe, ja selbst, wenn er von adelicher Geburt wäre, meine einzige Tochter zur Gemahlin, die jeder als ein Wunder der Schönheit und Tugend verehrt. Bei diesen Worten ging dem Prinzen Alwino die Hoffnung in seiner Seele auf. Ist es, sprach er zu sich, vielleicht die Liebe, die mir mangelt? O! dann kehre ich bald glücklich zur Heimath zurück, wenn das himmlische Bild der schönen Angela mir im Herzen wohnt; dann flieht jeder Kummer von mir zurück, denn sie ist gewiß himmlisch gebildet, Entzücken ergreift ja jeden, der mir nur ihren Nahmen nennt.

Fröhlich verließ er den König, und bereitete sich zum Kampfe. Als kaum der junge Tag mit freundlicher Stirne die Menschen begrüßte, zog er hinaus vor die Stadt, um den gräulichen Riesen zu tödten, und eine große Schaar ihrer Bewohner begleitete ihn voll Neugier, das Ende des Kampfes zu sehn.

Als der Riese den jungen Prinzen erblickte, der ihn zum Kampfe forderte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren; er betrachtete die schöne zarte Gestalt, und sagte spottend: Nun das ist mir warlich noch nicht begegnet, daß ein verkleidetes Mädchen kömmt und mich zum Kampfe ruft, aber du, Knabe, sollst bald den Uebermuth büßen. Und so eilte er mit furchtbar breitem Schwerdte auf Alwino zu, und als das schwere Eisen sausend durch die Luft fuhr, den Prinzen zu verderben, ergriff schon eine so gewaltige Angst das Volk, welches in der Ferne stand, daß sie laut aufschreiend die Gesichter verhüllten. Unerschrocken hielt Alwino den Angriff aus, suchte durch geschickte Wendungen den Streichen zu entgehen, und

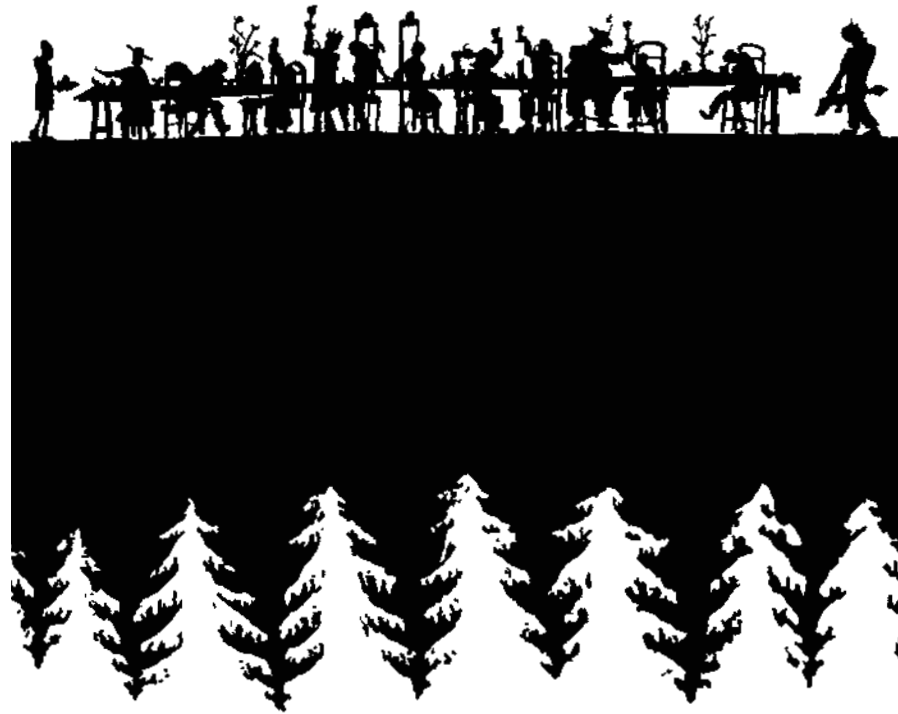
brachte durch seine Geschwindigkeit dem Riesen manche Wunde bei. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne währte der Streit, und Alwino war ermattet, und konnte sich kaum mehr auf den Füßen erhalten, da nahm der Riese sein Schwerdt in beide Hände, voll Wuth, daß der Kampf sich nicht früher geendet, und dachte nun mit Einem Streich den Prinzen zu verderben. Aber er straukelte und fiel; schnell raffte Alwino seine letzten Kräfte zusammen, sprang hinzu, und stieß sein scharfes Schwerdt in den Nacken des Riesen; als er den Todesstoß vollbracht hatte, verließen ihn seine Kräfte, und er sank in Ohnmacht neben der Leiche des Riesen.



Das Volk eilte herbei, und trug mit Siegesliedern den Prinzen zu dem Pallast des Königes; er öffnete wieder die Augen, und als er die Burg des Königs erblickte, und man ihn durch die hohe Pforte trug, da war ihm, als redete eine Stimme in seinem Busen: Nein hier nicht, hier wird nimmer dein Glück erblühen. Eine quälende Angst ergriff ihn, und die Trompeten und Hörner, die ihm aus dem Pallast entgegen tönnten, konnten die Stimme in ihm nicht übertäuben. Der König kam ihm vor dem Saale entgegen, und schloß ihn in die Arme, dann führte er ihn zu seiner Tochter, die von ihren Frauen begleitet in den Saal gekommen war; aber Alwino vermochte es nicht, die Prinzessin anzuschauen, so sehr er auch früher gewünscht hatte, ihre Schönheit zu betrachten. Auch die Prinzessin empfing abgewendet seine Hand, und als der König in seiner Freude aussprach, daß an dem folgenden Tage ihre Hochzeit gefeiert werden sollte, zogen beide zugleich die Hände erschrocken zurück und trennten sich von einander.

Ein prächtiges Gastmahl hatte der König angeordnet, und Alwino saß neben der schönen Angela, als seiner Braut, und wurde vom ganzen Volke beneidet. Er betrachtete sie, und noch beängstigter wurde sein Herz, als er ihre himmlische Schönheit bemerkte; abwärts zog ihn eine heimliche Gewalt, und er beschloß, in der Nacht diesem Glücke zu entfliehen, das er nicht als das seinige begrüßen konnte.

Als das Gastmahl geendigt war, berief die Prinzessin eine alte Dienerin zu sich, redete sie



freundlich an und sagte: Liebe Camilla, du hast mich gesäugt, und immer wie deine Tochter geliebt, darum will ich dir jetzt meinen Vorsatz vertrauen. Als ich gebohren ward, theilte mir das Schicksal zu, daß mein Herz verschlossen bliebe vor den Freuden der Hoheit, darum war mir schon als Kind der Hof des Vaters zuwider, ich fühlte mich einsam unter der glänzenden Schaar der Männer und Frauen, und du fandest mich oft in den einsamsten Gängen des Gartens; da waren die Blumen meine Gespielen, und es erfreute mein Herz, wenn ein leiser Wind die

tausendfarbigen in ihren Beeten durch einander schwan-
ken ließ. Das Geflüster der Büsche redete verständlich
zu meinem Herzen, und tröstete mich über alles, was ich
entbehrte. Jetzt, da ich erwachsen bin, und die Blumen
nicht mehr mit Kinderaugen betrachten kann, ist mir der
Glanz erloschen: ich sehe noch die verschiedenen Far-
ben, aber sie haben keine Strahlen mehr, die mein Herz
mit Freude rühren; die vernehmliche Stimme in den Bü-
schen schweigt mir, und die Blätter rauschen unverständ-
lich durch einander. Darum, gute Amme, liebe Camilla,
laß uns mit einander gehn, und meines Vaters Pallast ver-
lassen. Mir graut vor der Vermählung, denn zu hoch und
herrlich ist mir der Mann, den mein Vater meinen Bräu-
tigam nennt, ich würde mich seiner nie erfreuen. Alles



Große und Hohe rührt mein Herz nicht, selbst nicht die
Furcht vor einem großen Unglück; als der Riese das Land
verwüstete, konnte ich nicht mit dem Volke trauern, so
sehr ich auch mein Herz oft zwang; auch stimmte ich
nicht in die allgemeinen Jubellieder, als der Held ihn be-
siegte, und kann nun diesen nicht ehren. Du hast mir oft
erzählt, daß du, ,
ehe ich gebohren wurde, und meine Mutter verlangte,
daß du mich säugen solltest, eine Hütte besaßest, und
eine Heerde Schaaf und wie du diese geliebt und wie
oft du geweint hast, wenn dir in den Sinn gekommen, daß
du sie nun bald verlassen solltest. Als dir nun deine klei-
ne Tochter gestorben war, da erst hast du angefangen, so
erzähltest du mir, mich als deine Tochter zu lieben, und
nur, um in meiner Nähe zu bleiben, hast du endlich die
liebe Hütte und die Schaaf vergessen. Laß uns jetzt ge-
hen, du gute Mutter, und deine verlassene Hütte wieder
suchen, sieh ich will viel Goldes mit mir nehmen, wir
wollen eine neue Heerde kaufen, ich werde für die Läm-
mer Sorge tragen, sie lieben, und so das Glück finden, das
mir immer fehlte, vor allem aber der Vermählung entge-
hen, die ich fürchte.

Mit Erstaunen hatte die Amme das Verlangen der Prin-
zessin gehört, aber sie liebte sie zu sehr, als daß sie ge-
gen einen Wunsch der schönen Angela etwas einwenden
konnte, auch freute sie sich, die alte längst verlassene
Hütte wieder zu sehen. Sie ging noch in derselben Nacht
heimlich mit der Prinzessin aus dem Pallaste, und trat
mit ihr den Weg nach ihrer ehemaligen Wohnung an. Als
der Morgen herauf kam, und die Vögel singend ihre Flü-

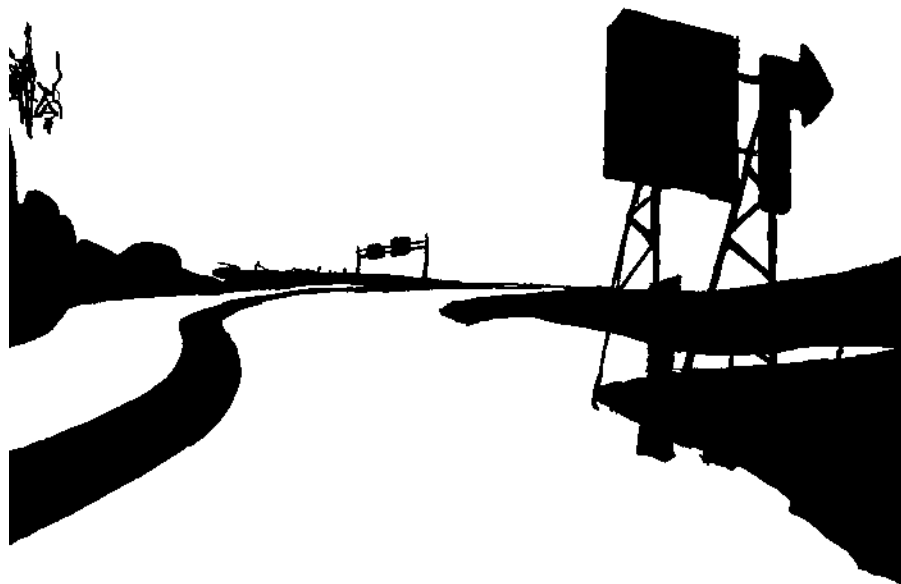
gel in dem Glanze badeten, betraten die beiden reisenden Frauen schon den Wald, in dem Camilla's Hütte versteckt lag, und seufzend sagte die Prinzessin: Ach gute Camilla! ich fühle schon jetzt, auch die Lämmer, die wir kaufen werden, auch deine Hütte wird mich nicht erfreuen, aber doch will ich deine Sorge für alles theilen, und vielleicht sendet mein gutes Schicksal mir einst noch die Gedanken, die mir jetzt mangeln, und mit denen es mir gelingt, mein Herz zufrieden zu stellen.



Als der Prinz den königlichen Saal verlassen, ging er hinunter, reichte einem Diener ein Geschenk, und befahl ihm, sein Pferd herbei zu führen, er wolle beim Lichte des Mondes durch die Stadt reiten, und sie betrachten; der Diener ehrte in ihm den Eidam des Königes, und eilte schnell seinen Befehl zu vollziehn. Mit Demuth erbot er sich, den Prinzen zu begleiten, Alwino aber befahl ihm zu ruhen, und ihn seinen Gedanken zu überlassen. Einsam ritt er durch die Gassen der Stadt, und athmete freier als die Burg hinter ihm lag; er lenkte bald vom Wege ab, damit man ihn nicht entdecken möchte, wenn ihn der König verfolgen sollte.

Viele Tage durchzog er wieder das Land, und einst, bei der schwülen Hitze des Mittags, suchte er Schutz in ei-

nem Walde. Eine liebliche Kühle wehte ihm entgegen, und er war nicht lange fortgezogen, als er auf einen kleinen Rasenplatz kam, den schattige Buchen rings einschlossen; auf einem niedrigen Hügel saß ein Hirte, und verzehrte mit heitern Augen seinen mitgenommenen Vorrath; zu seinen Füßen lagen die Hunde, denen er auch zuweilen Bissen zutheilte, und die ihm dankbar für seine Güte schmeichelten. Auf dem Rasenplatz hatten sich die Schaafe gelagert. Alwino stieg vom Pferde, und setzte sich ihm gegenüber, und beneidete den ruhigen Hirten. Sollte wohl, sagte er bei sich, hier das Glück, die Ruhe wohnen? Ist vielleicht in der Freiheit die Qual? Wenn wir meinen, daß wir unserer Gedanken und Thaten Herr sind, dann beherrscht uns vielleicht ein böser Dämon, daß wir ihm folgen müssen, und wenn wir uns selbst der Freiheit



begeben, und unsern Willen unterthan machen unter das Gebot eines andern Mannes, vielleicht daß wir so der bösen Gewalt entrinnen.

Er stand auf und nahte sich dem Hirten, der demüthig sein Haupt entblößte, als ihn Alwino anredete. Nachdem der Prinz sich erkundigt, wem die Schaafe angehör-  ten, und der Hirt ihm geantwortet hatte, daß sie das Eigenthum eines reichen Bauern aus dem nahen Dorfe wären, fragte der Prinz, ob der Herr der Schaafe wohl noch eines Hirten bedürfte. Er erhielt die Antwort, es fehle jetzt bei der Heerde eben an einen Hirten, da der, welcher die üb-

rigen Schaafe  versorgte, diese heute zum letzten Male ausgetrieben habe, weil seine Dienstzeit mit diesem Tage zu Ende gehe. Der Prinz erbot sich, als er dies gehört, die Heerde zu versorgen; der Hirt aber betrachtete lächelnd seine prächtige Kleidung, schüttelte den Kopf und sagte: Es mag euch gern erlaubt seyn, mit einem armen Manne zu scherzen. Als ihm der Prinz aber versicherte, daß es ihm Ernst sey, und der

Hirt es endlich glauben mußte, sagte dieser: Wenn ihr in diesen Kleidern zu meinem Herrn kämet, und ihm dienen wolltet, so würde er glauben, ihr kämet nur um seiner zu spotten, und er möchte euch übel empfangen; nehmt also die Heerde hier in Acht, indeß ich hingehe, und euch einen Rock hohle, wie ihn die Hirten tragen. Alwino dankte ihm, und der Hirt kam bald mit einem groben leinenen Rock zurück, mit welchem er den Prinzen bekleidete. Noch an demselben Tage wurde der Prinz als Hirt von dem reichen Bauer angenommen, und trieb am folgenden Morgen seine Heerde mit dem andern Hirten zugleich aus.

Als sie den Platz erreicht hatten, wo beide Heerden sich trennten, sagte der Hirt zum Prinzen:

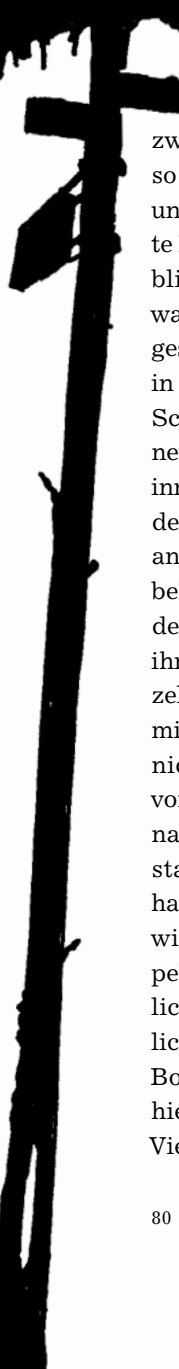


Hütet euch, noch tiefer in den Wald hinein mit eurer Heerde zu treiben, ich habe mich nie weiter gewagt, als bis zu dem Platze, wo ihr mich gestern fandet; in dem andern Theile des Waldes, sagt man, wohnen Feen und böse Geister, die den armen Menschen, die sich ihnen nahen, die Sinne verrücken, und so könntet ihr leicht mit der Heerde in Schaden gerathen. Alwino versprach, seinen Rath zu befolgen, er ging hinter seiner Heerde, und blies auf  der Flöte, der helle Ton ermunterte die Vögel, sie stimmten mit ihrem Gesange in seine Lieder ein. Die Hunde hielten bellend die Heerde bei einander, und Echo rief ihre schallenden Töne zurück. Da warf Alwino die Flöte von sich, und setzte sich nieder auf den Boden. So finde ich denn nirgend Trost für mein

Herz, rief er aus, dessen thörichte Wünsche ich selber nicht kenne. Wie in einer fremden Sprache redet die Natur zu mir, ich verstehe nur, daß jeder Klang mir etwas gebietet, aber ich kann die Befehle nicht begreifen.

Camilla hatte mit der Prinzessin ihre Hütte gefunden, und bald war die alte Ordnung darin wieder hergestellt, eine kleine muntere Heerde erfüllte den Hof und die Ställe, und Camilla war so glücklich, daß sie den wachsenden Kummer der schönen Angela nicht einmal bemerkte. Oft stand die Prinzessin sinnend auf der kleinen Wiese, ängstlich haften ihre Augen auf den Blumen, sie wollte sie





zwingen, daß sie ihr wieder wie vormals glänzen sollten; so wie ein Wind die Gebüschle berührte, horchte sie auf, und glaubte in jedem Augenblick, die alte sonst gekannte Empfindung würde ihr Herz beschleichen, aber immer blieb ihr Busen leer und kalt, und schmerzlich weinend warf sie sich oft auf den grünen Rasen nieder. Eines Tages stand sie am Fenster der kleinen Hütte, und suchte in dem blauen Himmel mit den Augen nach Trost für ihre Schmerzen; die Sonne neigte sich, und warf einen goldenen Schleier über die Gegend; die Hütte, und Angela darinnen, waren mit Glanz umwebt, und der Prinzessin wurde die Gegend so fremd, sie konnte keinen Baum finden, an den sie sich erinnerte, und eine unnennbare Angst beklemmte ihren Busen; endlich sank die Sonne hinter den fernen Wald hinab, und der Zauberschleier fiel von ihren Augen, sie erkannte alles und weinte herzlich. Einzelne Sterne blickten auf Angela, und winkten ihr wie mit Augen nach dem Walde; da konnte sie die Sehnsucht nicht länger bemeistern, sie ging an der alten Camilla vorüber, die im Strahle des Abends eingeschlafen war, nahm ihren langen weißen Schleier, der ihre schöne Gestalt ganz verhüllte, und verließ eilend die Hütte. Sie hatte den Wald noch nicht erreicht, als der Morgen schon wieder hinter den Bergen herauf schwebte, sie verdoppelte ihre Eile, denn sie fürchtete, daß das helle Tageslicht sie der suchenden Camilla verrathen möchte. Endlich erreichte sie den Wald, und ermattet sank sie auf den Boden, ein sanfter Schlummer bedeckte ihre Augen, und hielt ihre Sinne viele Stunden gefangen. – Vier Tage waren es jetzt, daß der Prinz die Heerden hü-

tete; als er am fünften Morgen mit ihnen den Rasenplatz erreicht hatte, den ihm der Hirte als die Gränze bezeichnet, setzte er sich auf denselben Hügel, wo er jenen gefunden, ließ seine Thränen fließen, und sagte: Nein, ich ertrage es nicht länger, mir wurde bei meiner Geburt nur die Hälfte meines Wesens gegeben, und nun jagt es mich rastlos durch die Welt, den Theil meines Selbst zu suchen, den ich so schmerzhaft entbehre. Ich will hinein in den Wald eilen, und mich der Gewalt der Geister gefangen geben, der böseste beherrscht mich ja in meinem Busen. Er stand auf, verließ seine Heerde, und eilte in den Wald. Er hatte kaum die dichten Schattengänge betreten, so faßte ein Grauen seine Brust, Geister schienen in den





Baumwipfeln zu schweben, die ihre Sprache in einem Rauschen der Blätter verkleideten, damit sie ihm nicht verständlich wäre, weil sie sein Verderben beschlossen. Er ging einige Schritte weiter, und drängte sich durch ein dichtes Gebüsch, da störte er aus ihrem Neste zwei Vögel, sie flatterten vor ihm auf, schwebten über seinem Haupte, und sangen wunderbare Töne, die sein ganzes Herz ergriffen; er konnte sich nun vor Wehmuth nicht mehr lassen, diese Töne sprachen es aus, was ihm gebracht, und doch konnte er sie nicht verstehen; mit inniger Angst wartete er endlich, wann in seinem Herzen das Geheimniß aufgehen sollte. Er konnte sich nun vor Wehmuth nicht mehr lassen, diese Töne sprachen es aus, was ihm gebracht, und doch konnte er sie nicht verstehen; mit inniger Angst wartete er endlich, wann in seinem Herzen das Geheimniß aufgehen sollte. Er konnte sich nicht mehr erhalten, sondern sank auf seine Kniee nieder, und fürchtete immer, die Vögel würden ihn mit ihren Tönen verlassen. Diese schwebten über seinem Haupte, drehten sich in kleinen Kreisen, und fuhren fort ihren

Gesang auszuhauchen; endlich flohen sie tiefer in den Wald hinein, und Alwino sprang auf, um sie wieder zu erjagen, er dachte nichts, ihn belebte nur der brennende Wunsch, die Töne wieder zu vernehmen.

Und Angela erwachte, nachdem sie viele Stunden geschlafen hatte, sie erhob sich und blickte um sich, wunderbare Träume hatten ihre Sinne umschwebt, aber sie hatte sie vergessen, ihr schien es, als würde sie getröstet und beruhigt seyn, wenn sie sich nur auf diese Träume zu besinnen vermöchte, sie ging sinnend tiefer in den Wald, und glaubte die glänzenden Gestalten, die sie umgaukelt hatten, in seinen dichtesten Schatten zu finden.

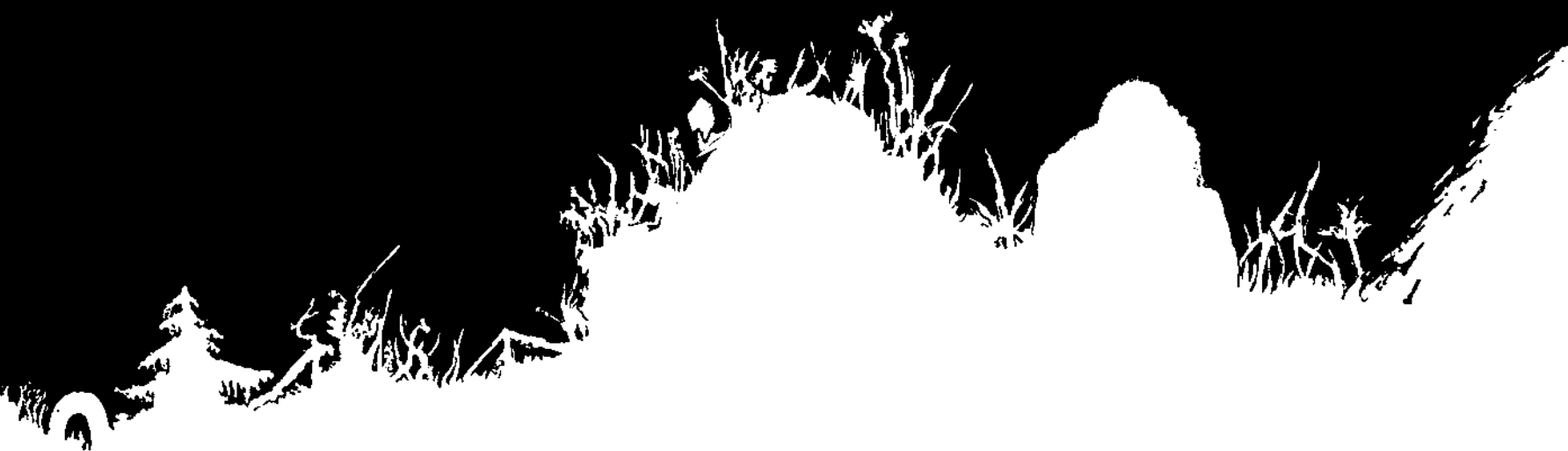
Alwino war den ganzen Tag den Vögeln nachgezogen, und Angela den wunderbaren Traumgestalten, und das brennende Verlangen wuchs in jedes Busen. Als die Schatten im Walde finsterner wurden, beschlossen beide voll Verzweiflung ihr Leben zu enden, das ihnen zur Qual ward; in demselben Augenblicke hörten beide einen Waldbach, der von einem Berge herab in ein kleines Thal floß.





Du wirst ja Wasser genug haben, rief Alwino, um einen
Lebensmüden aufzunehmen.

Lieblicher Fluß, sagte Angela, schlage deine kalten Arme
um mich, und entnimm mich der Qual.



Und beide näherten sich von verschiedenen Seiten dem Bache, und setzten sich an seine Ufer nieder, jeder blickte gedankenvoll vor sich hin, und sahe nicht den andern. Als sie nun so die silberne Fluth betrachteten, ergriff sie beide der Wunsch das klare Wasser zu kosten; Angela schlug den Schleier zurück, und bückte sich mit Alwino zugleich, in der Hand etwas Wasser zu schöpfen, und als beide, über den Quell gebeugt, das Wasser tranken, sahe jeder das Bild des andern in der klaren Welle. Sie hoben die Häupter auf, und blickten mit seeligem Lächeln einander in die freundlichen Augen. Angela streckte die Hände aus, und Alwino sprang über den schmalen Fluß, sie lag in seinen Armen, und wie er den feurigsten Kuß auf ihre Lippen drückte, entfiel der Schleier ihren Schultern, und die goldnen Haare umwallten die Hüften. Jetzt war alle Sehnsucht gestillt, Ruhe wohnte in ihren Busen, und die Stimmen der Geister, die in den Bäumen

schwebten, wurden ihnen verständlich. Ihr habt von der Quelle der Liebe getrunken, rauschte es in allen Zweigen, Ruhe und Seeligkeit wird nun immer in eurem Busen wohnen; glückliche Sterbliche! kehret heim: Dies ist die Quelle der Liebe.



Henrik Schrat, Sophie Tieck und der Schattenriß

1 Der Schattenriß spielt seit vielen Jahren eine zentrale Rolle im Werk von Henrik Schrat. Geboren 1968 in Greiz, im Vogtland in Thüringen, beschäftigte sich der Künstler während seines Studiums Anfang der 1990er Jahre an der Hochschule der Bildenden Künste in Dresden mit Bühnenbild und Malerei, wobei die Linie zum zentralen Ausdrucksmittel seiner künstlerischen Arbeit wurde. 2002 schloß er an der Londoner Slade School mit einem Master in Fine Art Media ab.

Die Scherenschneiderinnen Luise Duttenhofer und Lotte Reiniger haben Henrik Schrat ebenso inspiriert wie die vogtländische Volkskunst. Auch die Stilmittel der Comics fanden, neben Elementen der Gothic-Kultur, Firmenlogos und Motiven englischer Musterbücher aus den 1970er Jahren, Eingang in seine Arbeiten. Souverän integriert er Anleihen vielfältiger Stile in seine Bildsprache, die geprägt ist durch ironisierende Brechungen, hintergründigen Humor und Vieldeutigkeit.

Auf der andere Seite haben ihn seit vielen Jahren Managementtheorie und ihre Beziehungen zur Kunstwelt interessiert. 2011 wurde er an der University of Essex in Management mit einer Dissertation zum Thema *Der Comic und seine Möglichkeiten, Organisationen darzustellen* promoviert. Die Auseinandersetzung mit den Mechanismen und Bedingungen der Ökonomie beeinflussen seine künstlerische Praxis nachhaltig. Im Rahmen eines Sti-

pendiums der Kulturstiftung der Dresdner Bank entstand im Jahre 2000 eine Installation im Handelssaal der Deutschen Börse in Frankfurt. Einen umfangreichen Reader zu Strategien in Kunst und Wirtschaft gab er im Jahre 2005 heraus.

Henrik Schrats wacher, kritischer Blick wendet sich stets in zwei Richtungen: Er sucht das aktuelle Thema und schöpft zugleich aus einem reichen Fundus an Märchen, Mythen und Fabeln. Er setzt die ihm seit frühester Jugend vertrauten Texte in ein aktuelles Umfeld und entwickelt auf diese Weise ihre Inhalte zeitgemäß weiter. So hat er sich unter dem Titel *Milch und Honig* in einer 30 Meter langen, friesartigen Silhouettenmalerei für den Deutschen Bundestag in Berlin auf den Schlaraffenlandmythos bezogen und dabei die Ambivalenz menschlicher Bedürfnisse wie auch die Maßlosigkeit ihrer Befriedigung thematisiert. Im Projekt *Wolfsampel* wiederum – einer Silhouettengestaltung aus weißen Folien an der Fassade des Galileohochhauses in Frankfurt – rückte er die Finanzkrise unter Rückgriff auf die Märchen *Simeliberg* (Grimm) oder *Ali Baba und die 40 Räuber* (1001 Nacht) in den Fokus. Auch die Schaufensterinstallation für die KfW-Bankengruppe am Gendarmenmarkt in Berlin, eine märchenhafte Konfiguration unter dem Titel *Pumpstation und Stern-taler*, verweist auf wirtschaftliche Zusammenhänge. Henrik Schrats Silhouetten erscheinen an Hausfassaden, in Innenräumen oder als Mobiles. Es finden sich Wandgestaltungen im Museum Ludwig in Aachen ebenso wie bühnenbildartige Installationen bei einer Inszenierung zu Adelbert von Chamisso's Märchenerzählung *Peter Schle-*

mihls wundersame Geschichte am Theater in Baden-Baden. Dann wieder baut er für die Autostadt in Wolfsburg eine gigantische, 290 Meter lange temporäre Architektur unter dem Titel *Grimms Reise*, bestehend aus bemalten Holzelementen mit Dächern und Sitzgruppen. Dabei sind die Schattenrisse des Künstlers von unterschiedlichster Technik und Dimension. Sie sind gefertigt aus Sperrholz, Plexiglas, Aluminium, Stahl oder aus Folien, sie werden an Fassaden, Decken und Wänden bald befestigt, bald gemalt.

2 Eine kleine Form mit gemalten Schattenrissen hat Henrik Schrat für das detailverliebte und doch auf seine Weise raumgreifende Projekt gewählt, das in diesem Büchlein gestaltet ist. Es trägt den Titel »Belinde« und enthält drei Märchen der romantischen Schriftstellerin Sophie Tieck. Alle drei Märchen hat Henrik Schrat den *Wunderbildern und Träumen in elf Märchen* entnommen, die Sophie Tieck-Bernhardi 1802 unter dem Autorinnenamen »Sophie B.« erscheinen ließ.

Diese Sophie Tieck, 1775 in Berlin geboren, war die Schwester zweier berühmter Brüder: des Dichters und »Königs der Romantik« Ludwig und des Bildhauers Friedrich Tieck. Autodidaktisch mühsam erkämpfte sie aus gedrückten Verhältnissen heraus ihre Bildung. 1799 zum ersten Mal verheiratet, ließ sie, die Mutter dreier Kinder, diese Ehe bald hinter sich. Es folgten ein skandalöser mehrjähriger Ehescheidungsprozeß, Liebschaften, später eine zweite Ehe, die Flucht vor der Anklage des »Kindes-

raubs« und eine Odyssee quer durch Europa bis ins Baltikum, wo Sophie Tieck nach vergeblichen, verzweifelten Rückkehrversuchen im Jahre 1833 starb. In Romanen, Erzählungen, Lustspielen und Beiträgen entfaltete die Dichterin eine literarische Imagination, die zwar in der romantischen Tradition wurzelt, andererseits aber über diese hinausweist. Ein signifikantes Beispiel dafür sind die unter- und abgründigen Märchen der *Wunderbilder und Träume*, elf Texte, die in ihrer Länge und Konstruktion den klassischen Bereich des Märchens verlassen, schillernd vor Aspekten und Subtexten, in mancher Hinsicht avantgardistisch. Es sind Kunstwerke von subversiver Energie, in denen das Drama der weiblichen Identität inszeniert und ironisch souverän mit den klassisch-romantischen Topoi gespielt wird.

Henrik Schrat hat diesen Märchen einen eigenen Imaginationenraum erschlossen. In Form von Tuschzeichnungen, die dem Eindruck von Schattenrissen entsprechen, hat er die ebenso bizarren wie modern-seriellen Gestalten, Motive und Handlungen der drei Tieckschen Märchen entlang ihres Wortlauts begleitet, sie verknüpft, interpretiert und weitergesponnen. Dabei versteht der Künstler die drei von ihm ausgewählten Märchen als drei Kapitel einer übergeordneten großen Erzählung um die Protagonistin Belinde. Ausgehend von einem Vaterkonflikt wird der Emanzipationsprozeß der Hauptfigur durch die Erzählungen weitergetragen. Wiederkehrende Bildmotive verweisen auf den seriellen und modernen Charakter bereits der romantischen Texte. Dabei wechselt das Verhältnis von Text und Bild in atemberaubender Folge: So

wird Belinde – auf ein Pferd gefesselt – vom Künstler so in das Textbild eingefügt, daß sie auf dem Text selbst zu reiten scheint, während an anderer Stelle eine mikroskopisch kleine Zeichnung von drei Dienern – kaum erkennbar, fast in Buchstabengröße – dem Satz in gebeugter Form Folge leistet. Auf solche miniaturhaften, figürlichen Zeichnungen folgen wiederum fast abstrakte Formen, die an Rorschachbilder erinnern und sich dem Betrachter als Projektionsfläche anbieten. Ganzseitige Schattenbilder – auf das vertraute Format klassischer Illustrationen verweisend – irritieren beim genaueren Hinschauen, und unvermittelt spürt der Betrachter unter der Oberfläche von Schratts Schattenrissen den doppelten Boden: Hier wird der romantische Wald zum Verhau von Konsumprodukten, dort mutiert eine Burg zur Industrieanlage, und wenn Belindes Geliebter mit einem Staubsauger Tannenbäume vom Boden saugt, zeigt sich Schratts Schattenkunst auch von ihrer skurrilen, bis zur Besessenheit spielfreudigen Breitseite. Mal erscheinen die Bilder, als Positiv- und Negativform, in Bildstreifen rechts, mal links oder auch unterhalb des Textes zum Abschluß einer Seite: Stilelemente der Comics und der Gothic-Kultur. Immerfort neu muß sich der Leser in dieser Form einlassen auf das erzählerisch-bildliche Gesamt, in dem eine virtuose Kunst der Umdeutungen, der Metamorphosen und der Verknüpfungen, der Zeitsprünge und Pointen, der Fabulierlust und Detailvielfalt sich auf einer anderen Ebene als Werk *sui generis* konfiguriert. Ob als Projektionsfläche oder als Erinnerungsbild: Mit großem Vergnügen hat Henrik Schrat, für den es »kein kulturelles Reservoir an Bildern

gibt, das nicht angezapft werden kann«, den Schattenriß in seinen bildsprachlichen Möglichkeiten zwischen Gegenständlichkeit und Ornament, zwischen Abstraktion und Figuration ausgeschöpft. Was ihm an Anregungen aus den unterschiedlichsten Kontexten erreichbar war, hat er in diese seine Arbeit übersetzt und so die romantischen Märchen der Sophie B. alias Tieck in den Wahrnehmungsraum der Moderne eingeholt.



Inhalt

Sophie Tieck

Henrik Schrat

Belinde

Belinde 7

Das Reh 30

Die Quelle der Liebe 63

Renate Siebenhaar

Henrik Schrat, Sophie Tieck und der Schattenriß 89

Erste Auflage 2012. © Insel Verlag Berlin 2012. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. © der Zeichnungen by Henrik Schrat, Berlin, courtesy siebenhaar art projects/Frankfurt am Main. Bezugspapier: Henrik Schrat. Gesetzt in der Schrift Excelsior. Gedruckt auf holzfreies Papier der Firma Cordier, Bad Dürkheim, vom Druckhaus Nomos, Sinzheim. Gebunden in Fadenheftung von der Buchbinderei Spinner, Ottersweier. Printed in Germany. ISBN 978-3-458-19371-5.